Auswahl
kleiner
Romane und Gedichte
für Freunde
einer
aufheiternden Lektüre.

Achtes Bändchen.

Inhalt:

Das Palladium, von J. von Ittner.
Wie man lieben muß, von H. Zschokke.
Die Reise nach Pyrmont, von Burckhardt.
Der Hypochonder, von L. von Häfely.
Sinfrieds Frühlingsreise, von K. Graß.
Die schreckliche Nacht, von H. Zschokke.

Aarau 1814
bei H. R. Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Palladium.

Wahr ist es! — sobald jemand die Höhe des Lebens erstiegen hat, so mag es ihm wohl erlaubt sein, ein wenig auszuruhen, und einen Blick auf die mühevollen Pfade zu werfen, die er und Andere erklimmt, und zurückgelegt haben. Dann erst wird er bemerken, wie leicht, kurz und vorwurfslos unsere Wanderschaft hätte sein können, wenn wir nicht links und rechts tolle Ausflüge gewagt, und unsere guten, geduldigen Mitwanderer, die etwa aus Irrthum von der geraden Straße abgewichen sind, durch muthwilligen Unfug geneckt hätten. Für jene, welche uns nachkommen, kann das Resultat unserer Beobachtungen baarer Gewinn sein, oder doch als Warnungstafel aufgehangen werden.

Heute kann ich euch eine Geschichte ohne Verlegenheit und ohne Besorgniß mittheilen, welche die Ruhe guter, religiöser und ihrer innern Ueberzeugung nach einfältig und fromm glaubender Menschen gestört hat.

Eine muthwillige Unternehmung junger Leute war mit hoher Gefahr verknüpft. Entdeckt hätte der begangene Frevel die strafende Hand der polizeilichen, oder gar die rächende der peinlichen Nemesis aufgefordert, und schimpfliche Züchtigung, Kerker, Verbannung oder gar noch härtere Ahndungen nach sich gezogen. So blieb er aber verschwiegen, und ich würde nicht davon sprechen, wenn der Ort, wo die unbesonnene Handlung ausgeübt ward, nicht im letzten Kriege zerstört, und jene Personen, die Antheil oder Mitwissenschaft hatten, bis auf einen oder den andern gestorben, oder doch wenigstens von dem Schauplatze, wo sie vorfiel, jetzt entfernt und in fremden Landen angesiedelt wären.

Nach dem Friedensschlusse vom Jahre .... kam ich zufällig in eine der schönsten Provinzen des südlichen Deutschlands. In dem Flecken H—, dort wo das mit Wald bekrönte Gebirg in Form eines halben Bogens die fruchtbare Gegend umgiebt, und von dem Rheine gleich einem Spiegel eingeschlossen wird, wohnte in stiller Abgezogenheit der alte Herr von B— ruhig, friedlich, unbekannt. Denn eigentlich wußte niemand, wer er sei, noch woher er gekommen war.

Schon seit acht Jahren war er in dieses Land eingewandert, hatte mit Niemand Umgang, als etwa mit dem Pfarrer, den er nur zuweilen besuchte, und einem würdigen Landarzt. Nur einmal im Jahre, und zwar im Anfange des Frühlings, reiste er in die Hauptstadt, die vier Stunden von seinem Wohnorte entfernt war, zu einem Kaufmann. Bei diesem speiste er, berechnete sich mit ihm, und ohne weiter Jemand zu sehen oder zu sprechen, als seinen Buchhändler, kam er pünktlich Abends wieder nach Hause.

In dem Flecken, wo er wohnte, war er unter des *guten alten Herrn* bekannt, weil er allen, die sich vertrauensvoll an ihn wendeten, gern mit Rath und That an die Hand ging, ihre großen und kleinen Händel durch Vergleich schlichtete, und jeden Armen, Kranken oder Dürftigen freigebig unterstützte. In seinem Aeusserlichen höchst einfach, trug er einen schlichten grauen Ueberrock von sehr feinem Tuche, eine weiße Weste, eine schwarze Stutzperücke, schwarze Kamaschen und Beinkleider. In der Hand führte er einen derben Knotenstock. Dieser Stock war unten ein wenig gekrümmt, etwa wie ein umgekehrter römischer Lituus oder Wahrsagerstab.

Täglich hatte er eine bestimmte Stunde, in welcher er ausging, es mochte Wetter sein wie es wollte, ausgenommen wenn es stark und anhaltend und in großen Güssen regnete. War nun die Stunde gekommen, so wandelte er durch den Flecken; alle kleine Knaben und Mädchen sprangen ihm entgegen, faßten ihn traulich bei der Hand und küßten sie; da sprach er mit ihnen freundlich, streichelte ihnen die Wangen, griff in seine nie leeren Rocktaschen, und theilte ihnen kleine Geschenke aus. Hierauf wandte er sich langsam bald nach diesem bald nach jenem Feldweg, schaute unruhig und nachdenkend auf den Boden, und wenn er irgendwo einen Stein im Pfade liegen sah, ging er darauf los, und schlug ihn mit seinem krummen Wahrsagerstabe so lange, bis er auf die Seite flog. War der Stein zu schwer, so wälzte er ihn wohl mit dem Fuße oder mit den beiden Händen bei Seite, gleichsam als wenn er auf Gottes Erdboden alle Anstöße hätte wegräumen und alle Wege ebnen wollen.

Diese sonderbare Beschäftigung, die eigentlich nichts war, als eine Uebung der menschlichen Kraft, oder als Ableiter der sich drängenden Ideen eines unruhigen Geistes gelten konnte,

mußte im Anfange den Leuten sehr auffallen. Allein sie gewöhnten sich bald an den Anblick dieser sonderbaren Uebung. Der alte Herr hatte sich zu viel Achtung und Liebe erworben, als daß Jemand es gewagt hätte, darüber zu lachen oder gar darüber zu spotten. Ja einigemale züchtigten die Landleute etliche muthwillige Jungen, die mit Fleiß Steine in die Wege getragen hatten, auf denen er zu wandern pflegte, um, wie sie vorgaben, dem alten Herrn Arbeit zu verschaffen.

Das äusserste Ziel seiner täglichen Wanderschaft war ein Baumgang von Weiden, die längs den Ufern eines Baches gepflanzt und am Ende mit einem hohen alten Nußbaum geschlossen waren. Um diesen hatte sich der einsame Mann eine Bank von Brettern aufgeschlagen. Hier setzte er sich, warf einige Blicke auf die Gegend, zog ein Buch hervor und las.

Und da war nun eigentlich der Ort, wo er den Leuten, die ihn zu sprechen wünschten, gerne Audienz gab. Da versammelten sich denn auch die Armen und Hülfsbedürftigen, die auf seine Mildthätigkeit Anspruch machten, oder die sich sonst in Verlegenheit befanden, oder Streitende, die seinen Rath verlangten; denn — sonderbar

genug — in seinem Hause gab er den Leuten nicht gern Gehör, Jenen ausgenommen, die ihm vom Pfarrer oder Landarzt ein Billet brachten, welches nur dann geschah, wenn Gefahr auf dem Verzug haftete.

Wenn nun die Leute sich unter dem Schattengewölbe des Nußbaums versammelt hatten, so nahm er die Aeltesten zuerst vor, verwies die Jüngern in einen entferntern Abstand, damit sie nicht hören konnten, was er mit den Andern sprach. Er vernahm ihre Anträge ernst und ruhig, untersuchte ihre Umstände, ertheilte ihnen seinen Rath, und wenn er einen Zweifel hatte, beschied er sie auf den folgenden Tag. Hier ward nun manche Thräne getrocknet, mancher heiße Seufzer abgekühlt.

War der Anspruch aus bewiesener Noth etwa auf Mildthätigkeit, so ward er ohne viele Umstände befriedigt. Der alte Herr zog dann eine Brieftasche hervor, in welcher er grüne, rothe und gelbe Blättchen von steifem Kartenpapier liegen hatte. Auf das eine oder das andere schrieb er die Namen der Bittenden, und machte einige Nummern und einige hieroglyphische Zeichen hinzu, und schickte dann die Leute mit den Karten

entweder an den Pfarrer, oder an den Landarzt, oder an seinen Kaufmann in der Stadt, oder in das Posthaus des Fleckens. Die Empfänger der Billete schauten nun die Farbe und die Zeichen an, und darauf erhielten die Leute, welche sie gebracht hatten, entweder Geld oder Arzneien, oder Speise und Wein, oder Kleidungsstücke, je nachdem Farbe und Hieroglyphen beschaffen waren, zu denen sie allein den Schlüssel hatten. Denn alle diese Männer hatten von seiner Baarschaft zum Austheilen etwas in ihrer Hand, und rechneten mit ihm gegen Einsendung der Karten am Ende eines jeden Monats wieder ab.

Sobald sich bei der Nußbaumaudienz Niemand mehr meldete, las der alte Herr noch eine Zeit lang in seinem Buche; dann erhob er sich, und ging nach dem Posthause hin, das am Ende des Fleckens lag, wo er seine Briefe selbst abholte, und die Zeitungen durchlief.

Es war im September an dem Abend eines Donnerstages, da ich in dem Posthause zu H— ankam. Die sonderbare Figur des alten Herrn fiel mir sogleich auf. Er saß in der Ecke der Wirthsstube auf einer Bank, die Brille auf der Nase, Zeitungen in der Hand. So sehr auch

die dort zechenden Bauern mich und meinen Bedienten angafften, und heimlich einander in die Ohren sprachen, so warf doch der alte Herr keinen Blick auf mich. Aber bald gerieth ich mit dem Posthalter, dem gröbsten aller Sterblichen, der mich für heute Abend wegen der schlechten Wege nicht weiter führen wollte, in einen heftigen und lauten Wortwechsel. Der alte Herr blieb bei diesen Poststreitigkeiten ohne alle Theilnahme. Auf einmal aber ward er auf meine Stimme, auf meinen Dialekt und meine Exklamationen aufmerksam; er ließ die Zeitung mit der Hand sinken, drückte die Brille etwas fester auf die Nase, schaute nach mir, erhob sich und ging unruhig, halb zweifelnd, in einer krummen Linie auf mich los, beschaute mich etwas genauer, und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich in Ihrer Person und in Ihrer Stimme einen Jugendfreund zu erkennen glaube. Sind Sie nicht Herr D— aus N—?“ — „Ja, ich bin's“, erwiederte ich. „Nun, so sein Sie mir willkommen nach dreißig Jahren, seit denen ich Sie nicht sah!“

„Aber mit Erlaubniß“, erwiederte ich, „der Zeitraum ist ein wenig lange, und während des-

selben habe ich so viele Menschen kennen gelernt, daß es mir wohl zu vergeben ist, wenn ich mir nicht gleich alle Namen ins Gedächtniß zurückrufen kann.“ Darauf näherte er sich mir, und sprach: „Ich will Ihren nur einige Worte in das Ohr sagen·“ Er nannte mir stille seinen wahren Namen. Wir erkannten uns, und umarmten uns aufs Liebreichste. Dann sprach er zum Posthalter: „Es ist schon recht, daß dieser Herr für heute nicht weiter befördert werden kann. Man führe seinen Wagen und sein Gepäcke in mein Haus; für das Uebrige will ich selbst besorgt sein.“

Im Grunde war ich Meister meiner Zeit und hatte nicht zu eilen. Auch würde es vergebens gewesen sein, sich hier zu weigern, da der alte Herr, der bei allen Einwohnern im höchsten Ansehen stand, ein so bestimmtes Interdikt auf meine Abreise gelegt hatte. Die Freude, einen alten Freund wieder angetroffen zu haben, mit dem ich einige glückliche Jahre auf einer hohen Schule in einem Alter verlebt hatte, in welchem das jugendliche Herz die ersten und dauerhaftesten Freundschaften schließt, versüßten mir das Vorhaben, da zu bleiben.

Also wanderte ich mit meinem Wagen und

Bedienten in das Haus meines Freundes. Es war eine niedliche, prunklose, gemächliche Wohnung von ausgesuchter Reinlichkeit, mit hohen Fenstern, die zufolge ihrer Lage den ersten und den letzten Strahl der aufgehenden und scheidenden Sonne empfingen. Das Haus lag mitten unter Garten. Diese erhoben sich terassenweise, und waren mit den seltensten Obstarten, Reben und fremden Gewächsen bepflanzt. Schöne Kupferstiche, Landkarten und Bücher von allen Sprachen schmückten die Zimmer aus. Das ganze Hauspersonale bestand aus einem alten Bedienten, einem Nationalamphibium, das besser französisch und englisch, als deutsch, im Grunde aber kein Idiom fertig sprach, sonst mir durch seinen langen über den Rücken herabhängenden zylindrischen Zopf merkwürdig war. Zu diesem kam noch eine alte, aber sehr reinliche Person als Köchin, die der Herr seine treue häusliche Nutrix (d. i. Ernährerin) nannte. Sie verdiente diesen Namen mit Recht, denn sie verstand die Küchenchemie vortrefflich, und sie versorgte unsere Tafel mit wenigen, aber ausgesuchten Speisen, die in den niedlichsten Formen, oft mit Blumen verziert, aufgetregen wurden.

Ich muß hier übergehen, wie angenehm ich meinen Aufenthalt von acht Tagen, die ich bleiben mußte, in diesem friedlichen Hause, im Genusse der liberalsten Gastfreiheit, der innigsten Freundschaft und der sinnreichsten Gespräche zugebracht habe.

Wir theilten uns die Begebenheiten mit, die wir seit zehn Dekaden, das ist, seit unserer letzten Trennung erlebt hatten. Wenn der alte Herr von seinem täglichen Spaziergang nach dem Audienznußbaum, auf dem ich ihn aber nie begleiten durfte, zurückkam, dann ward der Theetisch zugerüstet, Feuer in dem Kamin gemacht und die Pfeifen angezündet. Bei einer dieser abendlichen Sessionen trug er mir seinen Lebenslauf vor.

„Sie werden sich erinnern", sagte er, „daß ich sehr wohlhabende Eltern hatte. Ich war der einzige Sohn eines in einem einträglichen Gewerbe stehenden Vaters; ich konnte auf den hohen Schulen, wo ich mit Ihnen zu studiren das Vergnügen hatte, einen großen Aufwand machen, und ich benutzte die Mittel und die Freigebigkeit meiner Eltern, um mich in einem hohen Grade auszubilden. Meine Zeit wendete ich wohl an,

und ausser dem Studium der Sprachen waren Philosophie, Geschichte, Rechtswissenschaft meine Beschäftigung; endlich aber zogen Welt- und Völkerkunde, Polizei und Handlungskenntnisse mich unwiderstehlich an sich. Bei einer großen Muße und bei der unbeschränkten Freiheit, meine Studien einzurichten wie ich wollte, blieb ich auf meinen literarischen Reisen länger, als es nöthig war, und nachdem ich meine wissenschaftlichen Kurse in G— vollendet hatte, begab ich mich nach Hamburg, wo ich unter dem berühmten Büsch Handlungswesen und Staatswirthschaft theoretisch und praktisch durchstudirte.

Während meines Aufenthalts in dieser berühmten und volkreichen Stadt Norddeutschlands starb mir meine gute Mutter. Bald darauf meldete mir mein Vater, daß er sich wegen seines Gewerbes und großen Hauswesens wieder verheirathen müsse. Ich billigte sein Vorhaben in einer Antwort, wie sie ein gut gearteter Sohn zu ertheilen schuldig ist.

Erst ein Jahr darnach kam ich wieder nach Hause. Ich traf eine junge, hübsche, aber auch sehr arrogante Stiefmutter an, welche die Kunst wohl verstand, meinen friedlichen und gutmüthi-

gen Vater unumschränkt zu beherrschen. Zwei von ihren Brüdern, listige und abgefeimte Männer, unterstützten sie kräftig in ihren Anmaßungen.

Es brauchte nur wenige Tage, um das ganze Spiel einzusehen, und fehlen konnte es nicht, daß ich, als ein junger lebhafter Mensch mit meiner Stiefmutter in häusliche Debatten gerieth, und ihr wenigstens die Herrschaft über mich streitig machte. Dieses that ich mit allem Anstand; demungeachtet aber befand ich mich zuweilen in dem Falle, listige und boshafte Angriffe mit Ernst und einer Lebhaftigkeit abzuweisen, die meinem guten abhängigen Vater wenigstens als Prellschuß wehe thun mußten.

Damit ich nun den Hausfrieden nicht länger störte, erklärte ich eines Tages, ich würde nach der Hauptstadt ziehen, um mir dort eine thätige Bahn zu einer Versorgung zu eröffnen. Mit diesem Antrage war meine Mutter ganz wohl zufrieden. Ich machte Anstalten zu meiner Abreise; vor derselben schloß ich mich noch einmal mit meinem Vater in sein Zimmer, machte ihm mit aller Ehrerbietigkeit über seine Verhältnisse einige Vorstellungen, und ertheilte ihm meinen wohlmeinenden Rath. Der friedliche Mann weinte

im Gefühle seiner Schwäche. Ich ging in der nämlichen Nacht ab.

Die Prüfungen, die ich bei den Landesstellen für künftige Staatsdienste bestand, hatten einen ausgezeichneten Erfolg. Ich trat als Rechtsgelehrter in das Kollegium der Advokaten, und arbeitete mit unermüdetem Fleiß, Anstrengung und unbestechbarer Rechtlichkeit. Einige literarische Werke, die ich damals herausgab, und die öffentliche Anklage gegen einen reichen und mächtigen untreuen Staatsbeamten, die mir übertragen ward, und die ich mit Nachdruck und feuriger Beredtsamkeit durchführte, erwarben mir den Ruhm eines gewandten und redlichen Geschäftsmannes. Gleich im ersten Jahre erwarb ich mehr, als ich bei meiner Genügsamkeit bedurfte. Ich genoß die Achtung meiner Mitbürger, das Glück der Unabhängkeit und der Ueberzeugung, daß ich nun die Unterstützung meines Vaters nicht mehr nöthig hätte. Noch zuweilen erhielt ich von ihm Briefe: allein es that mir wehe, daß ich nach drei Jahren Abwesenheit auch nicht die Spur des Wunsches entdeckte, mich einmal wieder zu sehen. Ich war zu klug, als daß ich die mindeste Empfindlichkeit darüber merken ließ; schließen aber

mußte ich doch, daß meine Stiefmutter mir das Wohlwollen des Mannes entzogen hatte, an dem ich mit ganzem Herzen hing. Einmal faßte ich unaufgefordert den Entschluß, in meine Vaterstadt zu reisen; allein ehe ich ihn ausführen konnte, erhielt ich einen Brief mit einem schwarzen Siegel von meiner Stiefmutter, der mir ankündigte, daß mein Vater nach einem kurzen Krankenlager gestorben sei. Drei Monate vor seinem Ableben hatte sie ihm noch einen Sohn geboren.

Ich erfuhr sogleich von meinen Freunden, daß das eigennützige Weib alle rechtliche Leute von seinem Lager entfernt, und den von Alter und Krankheit geschwächten Mann durch einige Mönche und durch ihre beiden Brüder so lange hätte bearbeiten lassen, bis er ein Testament gemacht hätte.

Bei Eröffnung des letzten Willens fand es sich, daß mein Vater mir alle Studienkosten, die freilich sehr ansehnlich waren, aufgerechnet, und mir nicht mehr als dreitausend Thaler, alles Uebrige vom väterlichen Vermögen aber seiner Gattin und seinem jüngsten Sohne vermacht habe. Mein Erbtheil, verbunden mit dem Aufwand für meine Studien, machte etwas mehr aus, als der

eigentliche Pflichttheil betrug. Aus diesem Grunde hätte ich mich also nach dem Gesetze nicht beschweren können, wenn ich auch je fähig gewesen wäre, den letzten Willen eines mir so theuern Vaters zu bestreiten.

Um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, reisete ich in meine Vaterstadt. Die Wittwe empfing mich friedfertig, anständig, doch mit sichtbarer Verlegenheit. Sie besorgte immer, ich möchte das väterliche Testament anfechten: denn einige Hausdiener hatten sich erboten, das Zeugniß zu beschwören, daß der von allen Seiten in der Angst einer peinlichen Krankheit bestürmte Mann bei der Unterschrift nicht mehr recht bei Sinnen gewesen sei.

Ueber die Entschließung, die ich gefaßt hatte, fand ich nicht für gut, mich zu erklären. Vor Allem erhob ich aus der Handelsmasse fünfzehntausend Thaler mütterlichen Vermögens, das mir bereits zugefallen, aber von meinem Vater durch Nießbrauch benutzt worden war. Dann ließ ich mir einen Kapitalbrief von dreitausend Thalern einhändigen, welche mir nach dem Testamente meines Vaters gebührten.

Am nämlichen Abend gab ich in meinem Zim=

mer, auf meine Kosten, ein kostbares Abendessen. Ich hatte meine Stiefmutter, dann einige meiner Freunde, unter denen mehrere Rechtsgelehrte sich befanden, dazu eingeladen. Anfangs war die Gesellschaft ernst und bedächtlich; endlich aber, da der Becher der Freude einigemale herumging, ward sie zur Fröhlichkeit geweckt; nur die Wittwe meines Vaters that sehr schüchtern, und war sehr unruhig und aufmerksam. Nach dem Abendessen schloß ich mich mit meinen Freunden in ein Kabinet, und erklärte ihnen meine eigentliche Absicht, die ich schon in einer Urkunde niedergeschrieben hatte. Ich ließ die Wittwe meines Vaters bitten, mir meinen jungen Stiefbruder herauftragen zu lassen. Sie erschien nach einiger Zögerung und nach langen und mißtrauischen Erkundigungen, was dieses zu bedeuten haben sollte. Sie brachte das Kind selbst. Ich nahm den Kleinen in meinen Arm, küßte ihn, und nachdem ich ihn mit gerührtem Herzen lange angeschaut hatte, drückte ich ihn an die Brust, und sagte: Werde ein redlicher Mann, wie jener war, dessen Namen ich mit dir gemeinschaftlich trage! Dann steckte ich ihm den Kapitalbrief von dreitausend Thalern, mein einziges väterliches Erbtheil, zwischen die

Windeln, begleitet von einer förmlichen Abtretungsurkunde, kraft der ich verordnet hatte, daß, wenn der Kleine vor seinem vierzehnten Jahre stürbe, die Summe an das Armenhospital der Stadt fallen solle.

Mein Reisewagen stand schon vor der Thüre: ich nahm von Allen Abschied, und warf mich hinein. Wenn ich es untersuche, so weiß ich selbst nicht, welche geheime Triebfeder mich zu dieser Freigebigkeit bestimmt hat. Aber ich fand eine herzliche Beruhigung in dem Gedanken, meiner Stiefmutter einen Beweis von Uneigennützigkeit und von leichter Versöhnlichkeit zu geben, ihr, die sich so sehr bemüht hatte, mir das Wohlwollen meines Vaters zu entziehen. Auf das Geld hatte ich nie einen hohen Werth gelegt, weil ich sicher war, mehr zu gewinnen, als ich selbst brauchte; und dann war ja schon mein mütterliches Erbe hinreichend, mich über allen Mangel zu erheben.

Die Wittwe meines Vaters, deren Augen ich mich so schnell entzogen hatte, erstaunt und gerührt über das, was ich gethan, verfolgte mich mit ihren Danksagungsschreiben. Ich fand nicht für gut, darauf zu antworten. Ihr junger Sohn

starb nachher im zehnten Jahre seines Alters; mithin mußte die Substitution, die ich auf das Bürgerhospital gemacht hatte, in Erfüllung gehen.

Nach meiner Ankunft in der Hauptstadt überlegte ich, wie ich meine Unabhängigkeit auf einen festen Grund bauen könnte. Ich war einmal Herr von fünfzehntausend Thalern, meine Arbeiten häufig und gewinnreich. Doch bald machte mich der Wirbel von Geschäften, in den ich geschleudert war, schwindeln, fing an, mich zu ermüden und endlich mir gar zu mißfallen. Einigen Großen war es eingefallen, meine Talente zu ihren Absichten mißbrauchen zu wollen. Gegen eine solche Zumuthung sträubte sich meine redliche Denkart. Ich war gewohnt, einer strengen Moral zu huldigen, und weder Ansehen, noch Schmeicheleien, noch drohende Insinuationen konnten mich bereden, Antheil an Planen zu nehmen, die wahrscheinlich das Glück einer schuld- und sorglosen Familie untergraben hätten. Wenn diese katonianische Standhaftigkeit für mich jetzt eine der süßesten Erinnerungen ist, so kann ich mich darüber trösten, daß sie damals mir den Weg zu höhern Staatsämtern erschwerte, und daß ich durch Warnungen eben jene Familie rettete, auf

deren Untergang es abgesehen war. Damals hatte ein sehr liebenswürdiges und, wie ich glaubte, tugendhaftes Mädchen meiner Vaterstadt mir eine zärtliche Leidenschaft eingeflößt. Meine Figur, meine Talente, die Aussichten, die ich hatte, berechtigten mich allerdings zu der Hoffnung, meine Wünsche gekrönt zu sehen. Allein ich täuschte mich selbst; ich entdeckte bald auf mittelbaren Wegen, daß ich häßlich betrogen sein würde, wenn ich eine unweise Verbindung einginge.

Frivolität war damals in der Hauptstadt an die Stelle tadelloser Sitten getreten; Prachtliebe und Aufwand untergruben Genügsamkeit und das Glück der friedlichen Häuslichkeit. Was in vielen Familien noch gut und unverdorben war, riß das böse Beispiel hin, oder ward durch giftige Lektüre, durch Schauspiele, durch herrschende Grundsätze, durch Lustbarkeiten und Bälle selbst unter den Augen der Eltern verdorben.

Ohne meiner Geliebten, die es fein genug angelegt hatte, mich zu täuschen, und die ich leicht hätte beschämen können, einen Vorwurf zu machen, zog ich mich in der Stille zurück. Aber die Wunde meines Herzens blutete im Ge-

heimen; es bedurfte einer heroischen Kur, um sie zu heilen, und es galt jetzt die Ruhe meines Lebens und den Verlust des Glaubens an weibliche Tugend.

In diesem denkwürdigen Zeitpunkte führte mir mein gutes Verhängniß einen interessanten Amerikaner, einen Kaufmann aus Philadelphia, persönlich zu. Ich war ihm durch einige Freunde von Holland aus empfohlen, und hatte sehr verwickelte Geschäfte für ihn zu besorgen, die in Wechsel- und Handelssachen einschlugen. Meine Kenntnisse in diesen Fächern kamen mir wohl zu statten. Mit vieler Umsicht und Gewandtheit zog ich meinen Klienten, wenn gleich nicht ohne einigen, doch unbedeutenden Verlust, aus den Schlingen, die ihm gelegt waren.

Er war selbst nach Deutschland gereiset, besuchte mich, und belohnte mich wie ein großmüthiger Mann. Noch waren seine Geschäfte nicht zu Ende; bei den Unterredungen, die wir öfter über seine Angelegenheiten hielten, ward er bald überzeugt, daß ich von kommerziellen Verhältnissen mehr als einfache theoretische Kenntnisse hatte. So wurden wir denn mit einander bekannt, dann vertraut, endlich Freunde. Edle

Seelen ziehen sich an, wie der Magnet das Eisen. Mein neuer Freund bat mich, seine Geschäfte in Deutschland zu vollenden, dann ihm nach Philadelphia zu folgen, und in seine Angelegenheiten einzutreten, wogegen er mir den dritten Theil des Gewinnes zusicherte.

Bei der psychologischen Lage meines Herzens und bei der politischen des Staates, in welchem ich wohnte, war mir ein solcher Antrag erwünscht. Unter einem fremden Himmel versprach ich mir Ruhe des Geistes und Unabhängigkeit von politischen Verhältnissen zu finden, auf die ich in meinem Vaterlande nicht mehr zu zählen mich getraute. Ich schloß also einen förmlichen Vertrag mit ihm ab Wir schieden freundlich von einander, und ich machte mich anheischig, binnen einer Jahresfrist bei ihm in Philadelphia einzutreffen.

Nun strengte ich mich an, die Geschäfte meines Freundes ganz in Ordnung zu bringen, setzte mein eigenes Vermögen in englische Banknoten um, entsagte allen Aussichten, die ich in meinem Vaterlande hatte, gab alle meine Geschäfte ab, und machte, um alles Aufsehen zu verhüten, bekannt, daß ich auf zwei Jahre eine gelehrte Reise nach England und Frankreich machen würde.

Nur einem einzigen unserer akademischen Freunde, dem redlichen D— von H—, entdeckte ich meine eigentliche Absicht, um wenigstens einen zuverläßigen Korrespondenten in Europa zu haben. — Ach, jetzt lebt er auch nicht mehr! — Ich beschied ihn zu mir, empfahl ihm noch einige kleine Angelegenheiten, und bat ihn, mit mir auf meine Kosten eine Reise nach Holland zu machen, von wo ich mich nach England einschiffen wollte. So zogen wir also den Rhein hinab.

Nach einigen Tagen trafen wir in M— ein, eine Stadt, in der damals ein sehr glänzender Hof und die gebildetsten Zirkel von Deutschland waren. Zufall oder auch Neigung zum Vergnügen führten hierher Menschen von allen Klassen. So fand ich in dem Gasthofe, wo ich einkehrte, den tollen B— aus H—, dessen Sie sich noch aus den Zeiten unserer Studien erinnern werden; ferner den muntern G— aus N—, und den gutherzigen L— aus D—. Die beiden Letztern waren auf einer Reise nach England begriffen, und dies war für mich sehr erwünscht. Endlich fand ich auch noch zwei junge Gelehrte aus Berlin. Täglich speiseten wir zusammen, und so bildete sich in kurzer Zeit eine lustige Bande, wie sie selten

zusammen kömmt. Jugend, frisches Blut, Redlichkeit belebten uns. Gleichheit der Gesinnungen, erworbene Kenntnisse und aufgeweckte Neigung, uns von allem, was uns vorkam, zu unterrichten, und den möglichsten Vortheil für den Augenblick zu ziehen, ketteten uns in ein gemeinschaftliches Interesse an einander.

Um die liebe Natur in ihrer ganzen Fülle zu genießen, kamen wir überein, daß wir einen Theil der Rheingegenden, so lange es uns gefiele, zu Fuß durchreisen wollten. Wir gaben also unser Gepäcke auf ein abgehendes Schiff mit der Aufschrift an ein Handelshaus zu C— am Rhein.

So zogen wir nun ab in einer Karavanne von sieben Personen, der es nicht an Frohmüthigkeit, nicht an Muthwillen und noch weniger an Geld gebrach. Bücher, Landkarten und andere kleine Nothwendigkeiten luden wir unsern Bedienten auf. Ich will Sie nicht mit allen Abentheuern unterhalten, die uns auf dieser lustigen Irrfahrt aufstießen. Nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß unser Freund O— aus H— durch lange Uebung, die ihm fast die Schwindsucht zugezogen hätte, ein vollkommener Bauch-

redner geworden war. Schon auf der Universität gab er uns ja Proben. Er brachte die seltsamsten Stimmen und Töne hervor, ohne daß man ihn den Mund bewegen oder auch nur eine Gesichtsmuskel anstrengen sah. Einmal bewies er uns mit vielen Gründen, daß in der alten Welt durch den Betrug der in dieser Kunst geübten Priester alle mündliche Orakel von den Götzenbildern ertheilt worden seien. Die Sache hatte wirklich große Wahrscheinlichkeit.

Mit dieser Fertigkeit nun machte er uns auf der Reise viele Unterhaltung; er setzte oft unsere Wirthe, ihre Mädchen, Weiber und andere unkundige Personen in nicht geringe Verlegenheit, da die mystischen Stimmen bald vom Dache, bald vom Tische, bald vom Boden heraus zu kommen schienen.

Unfern von dem Städtchen B—, nach einer achttägigen Reise, trafen wir zerstreute Gruppen katholischer Wallfährter an, die in der schwülen Sommerhitze theils mit bedecktem, theils mit unbedecktem Haupte, theils baarfuß, theils beschuhet vorbei zogen und ihre Gebete hersagten. Diese Wanderer schlugen ihren Weg nach einem Mönchskloster unfern des großen Fleckens N—

ein, wo nahe bei dem Walde in höchst romantischer Gegend eine sehr freundliche Kirche lag, in der ein sogenanntes wunderthätiges Marienbild fleißig verehrt ward. Hier war der Ort, wo die frommen Karavannen die Bürde ihrer Sünden, oder auch ihre Wünsche, Bitten und Gelübde, ablegten.

Vier von meinen Reisegefährten waren protestantischer Religion. Sie machten sich über die betenden Züge und den Betrug der Pfaffen, wie sie sich ausdrückten, lustig. Die andern von dem katholischen Glaubensbekenntnisse führten ihnen zu Gemüthe, daß die guten Mönche wahrscheinlich keinen Antheil an dem Betruge hätten. Das Marienbild hätten sie, sammt allen Traditionen der gewirkten Wunder, von ihren Vorgängern in gutem Zutrauen seit mehr denn dreihundert Jahren ererbt. Bei ihrem dürftigen Unterrichte und der mangelhaften Erziehung glaubten sie einfältig und aufrichtig an die Wunderkraft. Wären auch Einige unter ihnen, die im Geheimen daran zweifelten, so dürften sie es doch nicht wagen, ihre Zweifel laut zu bekennen. Der Glaube an Wunder würde ohne ihre Schuld von den Pilgrimen selbst unterhalten, die, wenn sie ihre

Wünsche und Bitten in den vielfältigen Nöthen, Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens nach einigen Gebeten an die Mutter unsers göttlichen Religionsstifters in der Folge erfüllt sähen, an diesem Orte Votivtafeln als sichtbare Zeichen der Dankbarkeit aufhingen, und den Ruhm des Orts begründeten. Es läge einmal in der Schwäche der menschlichen Natur, sich bei den Stürmen des Lebens an jedem Anker fest zu halten. Nur wenige Sterbliche vermöchten es, zum reinen Begriffe Gottes sich zu erheben. Der Allmächtige, der die Begebenheiten des ganzen Weltlaufes in seine unergründlichen Plane seit Ewigkeit verflochten habe, bedürfe eben so wenig unserer Gebete, unserer Gelübde und unserer Danksagungsformeln, weil er Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit überschaue, und sich in dem, was er nach seiner Weisheit beschlossen, zu keiner Abänderung bewegen lasse, weder durch Bitten der Frommen, noch durch Verwünschungen der Ruchlosen. Aber die Menschen hingen nun einmal an ihren Symbolen und an den antropomorphischen Vorstellungen, mit welchen sie sich Gott nach einem menschlichen Maasstabe bildeten. Weise Männer müßten da-

her jeder Religionspartei die mittelbare und unmittelbare Gottes Anbetung und die Vorbitten, die man von abgeschiedenen Menschen vor dem Throne des Allmächtigen erwartete, nachsehen. Niemand werde es dem großen Haller übel nehmen, wenn er in der Ode an seine verewigte Gattin sagt:

„Du mischest mit den Engelchören
Ein Lied und ein Gebet für mich."

Niemand dem frommen Hölty, wenn er von seinem verstorbenen Vater sang:

„— bittest an Jehova's Thron, und Jehova höret dich."

Warum sollte man es nun einem Katholiken übel nehmen, wenn er Marien und ihrer Vorbitte zuschreibt, wofern sein Wunsch zufällig gewährt wird, und wofern man nicht alles dem Zufall in der Kette der Begebenheiten, sondern einer obern Leitung beimessen kann.

Unter diesen Gesprächen, die noch mit vielen philosophischen und psychologischen Gründen unterstützt wurden, kamen wir endlich an das Wirthshaus des Fleckens. Der Ueberfluß, den wir hier an Eßwaaren fanden, und die Ermüdung nach einem so anhaltenden Marsche bestimmten uns,

hier so lange zu bleiben, als es uns freuen würde. Wir bestellten ein gutes Mittagmahl, und während dieses bereitet ward, gingen wir nach der Kirche. Hier trafen wir auf ein Heer Pilgrime theils vom Mittelstande, theils vom Landvolke. Sie standen, knieten oder lagen, das Gesicht demüthig mit den Händen verhüllt, betend auf dem Boden. Alle Beichtstühle waren mit Pönitenten belagert. In einigen Gesichtsbildungen bemerkten wir tiefe Furchen des Kummers, der Schwermuth und Niedergeschlagenheit. Andere schienen von Lasten der Schuld oder gar von Verzweiflung niedergedrückt. Auf andern kündigte sich Angst, Zweifelsucht, Verlegenheit an, die sich zu mehren schienen, je näher sie an den Beichtstuhl zu ihrem Gewissensrathe rückten. Aber bei den Meisten erheiterten sich die Gesichtszüge, wenn sie nämlich nach einer langen Konferenz aus dem Beichtstuhle kamen, und Warnung, Trost, Hoffnung oder Lossprechung erhalten hatten. In der That, hier gab es ausgezeichnete Modelle für das Studium der Physiognomik! Vor dem wunderthätigen Marienbilde sahen wir viele schöne Mädchen mit unschuldigen Engelsphysiognomien, die ihre geheimen Angelegenhei-

ten, Hoffnungen, Aussichten und Wünsche mit inbrünstiger Ergießung des Herzens anzuempfehlen schienen. Einer unserer Reisegefährten zeichnete insgeheim etwelche dieser reizenden Figuren in der schönen Nationaltracht mit täuschender Aehnlichkeit auf Blättchen von Pergament, die er in seiner Schreibtafel immer mit sich führte. Er behauptete, Schönheit und Unschuld, in dem sichtbaren Ausdrucke der Andacht, wären das höchste Ideal für die bildende Kunst, und die würdigste Uebung des ästhetischen Gefühls. Wir mußten ihm beistimmen, denn er gab seinen Figuren einen Grad von Vollkommenheit, wie wir ihn noch nie gesehen hatten, ausgenommen an den unübertroffenen Madonnen aus der italienischen Schule.

Nach dem Mittagmahle gingen wir in das Kloster, um die Bekanntschaft der geistlichen Bewohner zu machen. Mit zuvorkommender Höflichkeit empfing uns der erste Vorsteher, und lud uns mit den verbindlichsten Ausdrücken zu dem Abendessen ein. Ich fand für gut, die Einladung für mich und meine Gefährten anzunehmen, doch mit der Bedingung, daß wir das Konvent der Geistlichen, das wohlhabend, aber doch nicht

reich war, dabei mit Wein regaliren dürften. Ich hatte bei diesem Anerbieten eine doppelte Absicht, einmal um diesen Männern ihre Höflichkeit zu vergelten, und mich der Verbindlichkeit zu entladen, die aus der Hospitalität entsprang; sodann auch um meinen protestantischen Reisegefährten von der Ordnung, Hausdisziplin und der Oekonomie eines Klosters, die sie noch nicht kannten, augenscheinliche Begriffe zu ertheilen. Wir sandten also durch einen unserer Leute unserm Wirth den Auftrag zu, daß er eine Ohm seines besten Weines auf unsere Kosten in das Kloster schaffen solle.

Dann schweiften wir noch in der Gegend herum, und stellten uns zeitlich vor Abend in dem Kloster ein. Während ich mit einem sehr einsichtsvollen, wißbegierigen jungen Mönche in der Klosterbibliothek mich unterhielt, und die interessantesten Manuskripten durchmusterte, schwärmten meine jungen Freunde, besonders die von der protestantischen Religion, denen alle Gegenstände neu waren, in dem Kloster herum; besahen nochmals die Kirche, ließen sich alle Merkwürdigkeiten zeigen, lasen Grabschriften und Votivtafeln, betrugen sich mit etwas muthwilliger ((.

jedoch ohne weder Personen noch Ort zu beleidigen, denn ich hatte ihnen strenge Bescheidenheit sehr anempfohlen.

In so weit ging es also ganz erträglich. Allein unser Freund O—, der lustige Bauchredner, spielte in der Anwandlung seiner Laune einen verzweifelten Streich, den ich nicht voraussehen konnte. — Einige alte und jüngere Geistliche zeigten nämlich den jungen Reisenden nach bereits angebrochenem Abend die ohnehin finstere Marienkapelle, kaum noch spärlich erhellt von dem sterbenden Lichte der Lampen, die vor dem wunderthätigen Bilde brannten.

Während dem die Anwesenden in tiefer Stille sich umsahen, tönte eine klägliche feine weibliche, aber doch bedrohliche Stimme von dem Bilde her, die sich an die Mönche zu wenden schien: Fliehet, unheilige, sündenbeladene, unwürdige Priester des Herrn! Euer Dienst mißfällt mir! Nicht mehr will ich unter euch wohnen!!!

Die Einsamkeit und die feierliche Stille, welche in der Kapelle herrschte, machte die unbegreifliche Stimme nur desto fürchterlicher und bedeutungsvoller. Einige alte Geistliche erschracken so sehr, daß sie aus der Kapelle und

endlich aus der Kirche liefen; die jüngern blieben verwundernd stehen, zündeten einige Kerzen an, und beleuchteten den Altar vor- und rückwärts, in der Vermuthung, es möchte sich etwa jemand hier versteckt haben. Allein sie waren erstaunt, niemand zu finden. Als endlich die ganze Gesellschaft schweigend und bedenklich aus der Kapelle trat, rief es abermals nach: Weicht, ich verlasse euch!!

Als dieses vorfiel, ging ich allein im Garten spazieren, und las etwas für mich. Einer von meinen Gefährten suchte mich auf und erzählte mir insgeheim den Vorfall. So sehr ich es nun mißbilligen mußte, die Ruhe dieser guten Geistlichen durch die wunderbare Kunst des Bauchredners gestört zu sehen, so belustigte mich dennoch der sonderbare Einfall, und ich war weit entfernt, mir einzubilden, daß er noch weitere Folgen haben sollte. Indessen war ich allerdings neugierig, die Gesichtszüge der Mönche während des Abendessens zu beobachten. Die Glocke rief uns in den Speisesaal; wir nahmen nach dem gewöhnlichen Tischgebete Platz, und zu meinem Verdrusse hatte einer meiner Gefährten bei der Stro

et replebis omne animal Benedictione ((

chengebet, das in Klöstern von der Tafel gesprochen wird) gelacht, wobei ihm die wohlgenährte Figur einiger dieser Herren auffiel, bei denen freilich das replebis gut angeschlagen hatte.

Da der Prior das Gebot des Stillschweigens oder das sogenannte Silentium aufgehoben hatte, so steckten die alten Geistlichen am Tische die Köpfe zusammen, redeten mit einander viel und bedeutend, und einige meiner Gefährten konnten es wohl hören, daß die Unterhaltung von der sonderbaren und unerklärlichen Stimme in der Kapelle war. Bald darauf stellte sich eine lärmende Munterkeit ein. Die Quelle der Fröhlichkeit, unser gute Wein, ward reichlich ausgespendet; unsere jungen Freunde füllten fleißig die Becher; dann sang man sogar einige bescheidene Lieder der Freude, und die Mönche stimmten endlich selbst mit vollem Chore in den beliebten Gesang ein: Mihi est propositum in taberna mori. Einige der jüngern Klosterbrüder schrieben den Gesang sogleich nieder, so sehr hatte die Macht der Sprache, der Musik, der Diktion und des Rhytmus sie bezaubert.

Nach dem Essen befand sich die Gesellschaft in r sich immer mehr ausbreitenden Stimmung

von Fröhlichkeit. Meine Freunde wechselten freundlich die Becher; sie hatten sich vorgenommen, nicht eher zu weichen, als bis unser Faß leer wäre. Von neuem erhoben sich die Chorgesänge; einer von meinen Gefährten warf sich zum Chorregenten auf, und wenn er wirklich oder angeblich bemerkte, daß iemand in der Intonation oder in der Harmonie gefehlt hatte, so ward dieser verurtheilt, einen Becher zur Pönitenz auszutrinken. Man brachte Karten, Schach- und Damenbretter, man setzte sich nieder zum Spielen, und wer verlor, ward zur Ausleerung des Bechers verdammt.

Gegen Mitternacht entfernten sich die ältern Klostervorsteher. Sie empfahlen ihren Untergebenen sittsames Betragen. Nun waren erst die Leute von allem Zwange frei. Jetzt schenkte man auch den Laienbrüdern des Klosters fleißig ein, um sie zu betäuben, oder wenigstens in ihren Dienstverrichtungen in guter Laune zu erhalten. Die Nacht war sternenhelle und goß eine erquickende Kühlung über die ganze Natur. Meine lustigen Gefährten, die ihre Rollen wohl unter sich vertheilt hatten, liefen aus und ein, bald in den Garten, bald in die Klostergänge, bald wieder

zurück in den Speisesaal, nach längerer oder kürzerer Abwesenheit, und feuerten immer durch Beispiel und Zuspruch das Bachantenfest an. Ich hatte keinen Beruf, auf sie Acht zu geben; auch war ich in eine Partie Schach vertieft, die ich in der Ecke des Saales spielte.

Um zwei Uhr nach Mitternacht ward gemeldet, daß unser Faß leer wäre. Wir brachen auf, gingen in unsern Gasthof, und ich sogleich auf mein Zimmer, um mich niederzulegen. Noch brannte mein Licht, und noch las ich in einem Buche, als ich ein unbändiges Gelächter in der angrenzenden Stube, wo einige meiner Gefährten logirten, dann einen kleinen Wortwechsel hörte. Es wurde wieder stille; aber auf einmal brachen die jungen Leute sämmtlich in mein Zimmer, führten die zwei Berliner vor mein Bett, und sagten: sie brächten mir den Ulysses und Diomedes hier als Gefangene. „Seid ihr toll?“ rief ich. „Keineswegs“, war die Antwort, „denn diese beiden hier haben das Palladium weggetragen, wie einst die griechischen Helden aus der Burg Pergamos.“ — „Was für ein Palladium?“ fragte ich. — „Nichts Wenigeres, als das wunderthuende Bild aus der Klosterkapelle.“

Ich sprang höchst betroffen und ergriffen von Schrecken von meinem Lager auf.

„Unglückliche!“ sagte ich, „wisset ihr, daß eurer Vermessenheit die Strafe des Sakrilegiums in diesem Lande, wenn eure That ruchbar wird, auf dem Fuße nachfolgt, und daß euer Leben unter diesem Volke in Gefahr steht, dessen Heiligthümer ihr angetastet habt?“

„Das haben wir alles wohl berechnet und vor der Hand überlegt“, sagten die beiden Berliner. „Aber bedenken Sie wohl, daß unser Bauchredner durch das Palladium oder das Palladium durch den Bauchredner gesprochen hat; daß es drohte, seine Kapelle zu verlassen; daß die alten Mönche aus Schrecken davon liefen, und die Jungen sich die sonderbare Erscheinung nicht zu erklären wußten; daß das unsinnige Bachanal, welches wir die Nacht hindurch feierten, als die nächste Ursache der angedrohten Wanderung des Bildes gelten kann; und endlich, daß wir sicher sind, von niemanden gesehen worden zu sein; denn wir operirten mit ausgestellten Schildwachen, während dem Alles im Speisesaale toll und voll war.“ Ich ward hierüber nachdenkend und etwas ruhiger. — Endlch, setzten sie hinzu, hätten sie

das Palladium, nachdem sie auf den Altar gestiegen, von allen Zierrathen und Anhängseln, seiner Krone, seinem Szepter und seinen Medaillen entkleidet, und alles dieses säuberlich dort wieder niedergelegt.

— „Und das Bild, wo ist es?“

„Wir trugen es unter dem Ueberrocke durch die Nebenthür auf den Kirchhof in die Todtenkapelle nächst dem Garten, räumten dort die Todtenbeine hinweg, legten das Bild auf den Boden, und schichteten die Gebeine wieder fein symetrisch darauf. Dort liegt es verborgen.“

Bei der sichtbaren Betroffenheit, in welche meine katholischen Reisegefährten mich durch die Erzählung dieser unbesonnenen Handlung versetzt sahen, geriethen sie in eine solche Angst, daß sie den Vorschlag thaten, sogleich bei dem ersten Morgenschimmer abzureisen. Ich widersetzte mich dem Antrage, und bemerkte ihnen, daß eilige Abreise einer Flucht ähnlich sähe, und den nächsten Verdacht gegen uns erwecken, und endlich Nachsetzung und Gefangenschaft veranlassen würde. Ich stimmte also darauf, hier zu bleiben, nicht die mindeste Verlegenheit merken zu lassen, dann von den Geistlichen ganz unbefangen Abschied

zu nehmen und für die gestrige Bewirthung zu danken.

Unter diesen jungen Leuten genoß ich, als der Aelteste an Jahren und als der eigentliche Anführer der Reisekaravanne, ein so großes Ansehen, daß sie mir gern in Allem folgten. Man gelobte sich wechselsweise mit Handschlag unverbrüchliches Stillschweigen, und wir Katholiken wurden eins, daß wir morgen frühe nach acht Uhr in die Kirche gehen und dem Gottesdienste beiwohnen wollten. Nach dieser Abrede legten wir uns zu Bette, und brachten eine sehr sorgenvolle und unruhige Nacht zu.

Der Schlaf floh mich. Kämpfend mit tausend Gedanken wälzte ich mich im Bette herum, wie ein Verbrecher, den sein Gewissen peinigt. Ich fand in der Handlung meiner tollen Reisegefährten eine Vermessenheit, für die ich auf keine Weise Entschuldigung fand, als in dem unbegreiflichen Leichtsinn muthwilliger Geister. Wehe that es mir, wie es jedem edelmüthigen Menschen thun muß, die Hospitalität der guten Geistlichen so übel vergolten zu sehen. Ich kannte in diesem Lande keinen Menschen, dessen Schutz ich zur vernünftigen Aussöhnung hätte anrufen können,

wann diese leichtsinnige Handlung ruchbar werden sollte.

Sobald die Sonne ihre ersten Strahlen über das Gebirge schickte, stand ich auf, zog meinen schlechtesten Ueberrock an, setzte einen schlechten kahlgebürsteten Hut auf den Kopf, nahm meinen Stab und wanderte gedankenvoll in den Wald. Meinem Bedienten hatte ich befohlen, den Herren, die ohnehin lange schlafen würden, zu sagen, daß keiner auszugehen wagen sollte, bis ich wieder nach Hause käme.

Ich irrte wohl länger als eine Stunde in dem Walde herum, nahm einen langen Umweg, und wankte sachte den Berg hinunter, um nach der Klosterkirche zu gehen. Schon von weitem hörte ich den Klang der majestätischen Glocken, die die Gläubigen zum Gebete riefen, und endlich die harmonischen Töne einer vortrefflich gestimmten Orgel, welche einen tiefen Chor von Männerstimmen begleitete. Nun macht nichts in der Welt einen feierlichern Eindruck auf meinen Geist, als wenn ich auf dem freien Felde in der Einsamkeit der Natur die Töne einer Orgel mit Chorgesängen von Männerstimmen begleitet höre. Die Thränen traten mir in die Augen, und ich

dachte: Wenige Menschen haben die innere Kraft, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, weil Wenige sich zur Kenntniß des unsichtbaren Gottes emporzuheben vermögen; aber erfreulich ist es, daß jede Christengemeinde Gott auf ihre Weise durch Harmonie und herzerhebenden Gesang verehrt, und daß jedes Dorf einen eigenen Professor hat, der den Glücklichen und Unglücklichen die Lehre einer beseligenden Moral verkündigt, die auf die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit sich gründet.

Unter diesen Gedanken schlich ich mich in den Tempel. Es war Frühgottesdienst, und schon viel Volk in der Kirche. Ich drängte mich durch, schlich mich an einen Kirchenpfeiler, wo ich stand wie ein armer Sünder, den das Gewissen drückt. Ich übersah schnell die Kirche, und warf schüchtern meine Blicke nach der Kapelle. Ich traute meinen Augen nicht — denn ich sah in der halb finstern, mit wenigen Lampen erleuchteten Kapelle wieder das nämliche, oder doch wenigstens ein ganz ähnliches Bild, mit allen Verzierungen und Anhängseln, wie es gestern da stand.

Dieser unerwartete Anblick erheiterte mich wieder; ich ging in unsere Wohnung, um meinen

Gefährten Bericht über meine Entdeckung abzustatten. Allein ungeachtet meines Verbots, daß keiner vor meiner Rückkunft ausgehen sollte, hatten es dennoch Diomedes und Ulysses, d. h. die vermessenen Räuber des Palladiums, gewagt, sich, während sie die Mönche in dem Chor versammelt wußten, auf den Kirchhof zu schleichen und in dem Beinhause nach dem verborgenen Raub zu schauen.

Sie trafen gleich nach mir ein, und betheuerten, daß sie ihr Depositum an der nämlichen Stelle wohl verborgen gefunden und noch besser zugedeckt hätten. Ueber dieses neue Wagestück erhielten sie einen wohlverdienten Verweis. Als Anführer der Karavanne befahl ich nun einzupacken. Diomedes und Ulysses mußten sogleich mit ihren Religionsverwandten den Vortrab machen, um die äusserste Landesgrenze zu gewinnen, damit sie aller Gefahr und Nachforschung auf jeden Fall entzogen wären; ich aber blieb mit jenen, die von meinem Glaubensbekenntniß waren, noch drei Stunden zurück. Wir gingen gesellschaftlich in den feierlichen Gottesdienst, und, nachdem er zu Ende war, ins Kloster.

Dort meldeten wir uns bei dem Vorsteher,

und dankten ihm für die genossene Hospitalität. Er empfing uns als ein freundlicher, sanfter Alter sehr zuvorkommend, sagte uns viel Verbindliches, bot uns ein Frühstück an, das wir ausschlugen, begleitete uns bis an die Pforte, und wünschte uns eine glückliche Reise. Wenn er auch gleich nicht das Mindeste in Worten merken ließ, so entdeckte ich doch in seinen Gesichtszügen einige Spuren von Verlegenheit, von bedächtigem Ernst, und einen Ausdruck von geheimem Kummer. Es that mir in der Seele wehe, ihn so leidend zu sehen. Milder alter Mann an der Schwelle des Todes! dachte ich, warum muß ich dich durch diesen Muthwillen gekränkt sehen! Wie gern hätte ich dir diesen Kummer erspart, wäre es in meiner Vorsicht gestanden, ihn abzuwenden! Glaubst du nach deiner Erziehung, deinem genossenen Unterricht, nach der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung deiner Vorfahren an die Wunderkraft des Bildes — wie schmerzlich muß dir jetzt seine Flucht fallen, da du darin vielleicht das Zeichen der Verwerfung deiner schuldlosen Mitbrüder zu finden glaubst, die deiner Obsorge untergeben sind!

Wir eilten jetzt unsern vorangereiseten Freun-

den nach, und trafen sie nach drei Stunden gelagert auf dem Wiesenboden eines freundlichen Thales am Rande einer Quelle, wo sie, von dem angestrengten Marsche müde und matt, wie wir, sich mit abgekühltem Wein erfrischten.

Der Ort war so lieblich, so einladend, so beschattet, und unsere Leute hatten so viel Proviant aufgeladen, daß wir uns entschlossen, hier den Untergang der Sonne abzuwarten, um unser Nachtlager im nächsten Flecken zu nehmen, der eine kleine Stunde von da entfernt war.

Nachdem wir abgespeiset hatten, verwiesen wir unsere Bedienten und Führer in den Abstand, um unsere Debatten über das, was vorgefallen war, ohne Zeugen anzufangen.

Da erhob sich jetzt Diomedes und sprach: „Sehet ihr jetzt den Betrug der klösterlichen Hierophanten? Stellten sie nicht ein anderes profanes Bild auf, um das arme Volk zu täuschen, nachdem wir ihnen das erste geraubt hatten?“

Aber da antwortete Einer aus der Gesellschaft: „Was sollten sie denn unter solchen Umständen thun? Hätte ihnen das Volk, das auf jeden Festtag hier zusammenströmt, auch wohl geglaubt,

wenn sie auf einmal gesagt hätten, das Bild wäre ohne ihre Schuld ihnen entflohen? Welcher Tumult, welche Empörung wäre unter den Gläubigen entstanden! Welche Untersuchungen hätte es veranlaßt! Hätte nicht das Volk einen unauslöschlichen Haß auf die armen Hierophanten geworfen, wenn es auf die Vermuthung oder auf eine ausgesprengte Sage verfallen wäre, das Bild wäre wegen ihres unheiligen Wandels entflohen? — Und was wäre dabei gewonnen worden? Beraubt eines Ankers, an den die gemeinen Leute in den Stürmen des Lebens das schwache Schiffchen ihrer Hoffnungen fesseln, hätte das Volk, so wie es jetzt ist, das, was ihr Aberglauben nennt, mit einem andern vertauscht. Ist nicht der Aberglaube dem Menschen angeboren? Die Natur ist dem Sterblichen zu viel und zu wenig für die kurze Dauer seines Lebens. Die Empfindung seiner Schwäche leitet ihn auf den Glauben einer Abhängigkeit von einem höhern Wesen. Sobald er einmal diese Ueberzeugung liebgewonnen hat, entwickelt sich bei ihm das Gefühl der Pflicht, um mit der allwaltenden Gottheit durch Opfer und Gebete und Symbole in Verbindung zu kommen. So war in der älte-

sten Weltperiode jedes Haupt eines Stammes Opferer oder Priester. Man glaubte die Gottheit durch das Würgen lebendiger Wesen versöhnen zu müssen.“

„So wie die Bevölkerung der Erde zunahm, bildeten sich eigene Kasten oder Zünfte von Opferern oder Priestern, an deren Spitze in monarchischen Staaten die Herrscher des Volkes, die Könige, standen. So war es in Asien, so in Egypten, dem fruchtbarsten Striche des Erdbodens, wo sich in der Folge ein Kern des unsinnigsten Aberglaubens bildete.“

„In der Folge arbeiteten alle Stifter der neuern positiven Religionen, von Moses bis zu Mahomet, dem groben Aberglauben entgegen, und führten die Völker, die sie bildeten, durch positive Gesetze zu einer reinen Moral und Gotteserkenntniß.“

„Jesus, der Stifter der christlichen Religion, beurkundete seine göttliche Sendung durch eine für alle Völker passende Moral, durch die Reinheit seines Wandels, durch den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und durch Wohlthaten, die er einem verdorbenen Volke erwies, das sich unter den angemaßten Auslegungen der Schrift-

gelehrten und den Widersprüchen der Essäer, Sadducäer und Pharisäer ohne eigentlichen Zweck umhertrieb, die nicht einmal über die Existenz nach dem Tode eins waren.“

„Die göttlichen Grundsätze der neuen Lehre bereiteten dem Volke ein System von Trost unter dem Druck des politischen und priesterlichen Despotismus. Aber auch diese Religion ward bald verunstaltet. Geschichte und Erfahrung belehren uns, daß die so leicht beweglichen Meinungen der Menschen über die einfachsten Gesetze zerfallen, und der Magie ihrer Einbildungskraft unterliegen. Sie waren nicht zufrieden, an Jesum einen Vermittler zwischen ihnen und der Gottheit zu besitzen; sondern sie suchten auch noch bei diesem Vermittler andere Vermittler für ihre Bedürfnisse zu haben, von denen sie vermutheten, daß sie ihm durch den auf der Erde bewiesenen reinen Wandel jenseits des Grabes in der Gemeinschaft seines überirdischen Reiches angenehm wären.

So suchte die menschliche Schwäche Unterhändler für ihre Wünsche, Anträge und Bedürfnisse bei dem unsichtbaren Leiter des Verhängnisses. Waren diese Unterhändler einmal auf der

Erde in Bildnissen oder Symbolen abgebildet, so legten die Sterblichen ihre Wünsche vor ihnen nieder, und so wurde, wie diese in Erfüllung gingen, die Gewährung dem Einfluß der Symbole, und nicht dem zugeschrieben, der durch Verkettung der Ursachen und Wirkungen die Ereignisse von Ewigkeit her leitet."

„In diesem Kreise liegt die Geschichte der meisten Wallfahrten. Wie selten sind die kühnen Geister, die zur reinen Erkenntniß des Allerhöchsten und seiner Attribute emporzusteigen vermögen! Selbstd iese Attribute bilden die Menschen nach dem Maasstabe ihrer Erfahrungen. Wer sich Gott als Vater der Menschen vorstellt, hat doch nichts als ein sehr unvollkommenes menschliches Bild, das die Würde des höchsten Beherrschers der Natur nicht erreicht. Er wird sich dann auch Gott eben so erbittlich, als einen guten Vater vorstellen, der zwar zürnt, aber kraft seiner Güte sich eben so leicht wieder besänftigen läßt. Die Geschichte der israelitischen Theokratie zeugt für diese Theorie."

„Wenn sich nun die Phantasie bei dem Begünstigten ins Spiel mischt, wenn sie ihm Bilder von abgeschiedenen und, wie sie überzeugt zu

sein glauben, Gott gefälligen Menschen vorführt, die zwischen ihm und der Gottheit stehen, so wenden sie sich vertrauensvoll an diese, um durch ihren Einfluß und ihre Vorbitte ein gefürchtetes Urtheil zu mildern, oder gar das Verhängniß zu bemeistern."

„So wanken die Menschen im Gefühl ihrer Schwäche Wollt ihr ihnen den Stab nehmen? Ich sah Religionsverwandte von nicht katholischem Bekenntniß, die sehr gut unterrichtet waren, und weder an die Wirkung der Bilder, noch an die Vorbitte frommer Abgeschiedener glaubten, sich also weder an diese noch an jene wendeten. Aber in großen Angelegenheiten, wo es auf Entdeckung eines von ihnen theuer geschätzten Eigenthums, auf die Kur eines geliebten Pferdes, auf den Gewinn eines Lotterieloofes ankam, sich mit guter Treue und Glauben an berüchtigte Scharfrichter, ja an alte Mütterchen mit großen Geschenken wendeten, um durch die Kraft ihrer geheimen Künste das Verhängniß zu bemeistern."

„So ist es denn gewiß, daß die Menschen nur in der Form des Aberglaubens wechseln! Glücklich jene, die zur wahren Erkenntniß ge-

langen, und die sich über das den furchtsamen Seelen angeborene Gefühl von der Einwirkung des Uebersinnlichen, welches die Alten sehr treffend Deisidämonie, d. h. Furcht vor unsichtbaren Gewalten, nannten, hinwegsetzen."

Ulysses antwortete: „So ist es denn auch gewiß, daß die Menschen den Aberglauben nicht vorbereiten und unterhalten würden, wenn sie keinen Vortheil dabei fänden, wie die geistlichen Herren, bei denen wir uns so wohl befunden haben. Dem ungeachtet möchte ich ihnen weder meinen Beutel noch mein Gewissen anvertrauen."

„Lieblose Beschuldigung!" antwortete ich. „Es giebt rechtschaffene Männer in allen Formen und Kleidern, selbst auch in Mönchskutten. Nehmen Sie sich in obacht, die Nemesis könnte Sie bei Ihrem Unglauben an menschliche Tugend und Rechtschaffenheit zur Strafe ziehen."

Kaum hatte ich dieses gesagt, so machte Ulysses eine bedenkliche und verlegene Miene, griff in alle seine Taschen, als wenn er etwas suchte, sprang endlich auf, und schlug sich für die Stirne wie ein Wahnsinniger.

„Sind Sie von einer Tarantel gestochen worden?" sagte ich.

„Ach, ich Unglücklicher“, rief er, „die Nemesis hat mich erreicht! Ich habe meine Brieftasche verloren, worin ich meine Empfehlungsschreiben, meine beträchtlichen Banknoten und Kreditbriefe und die Korrespondenz mit meiner Braut zusammengepackt hatte. Ich kann jetzt keinen Schritt mehr vor- noch rückwärts.“

— „Wo hatten Sie sie denn noch zuletzt?“.

„Noch diesen Morgen, da ich mit meinem Gefährten Diomedes über den Kirchhof in das Beinhaus ging, um nach dem Palladium zu sehen, erinnere ich mich, als ich mein Schnupftuch zog, daß ich die Brieftasche in diesem jetzt leeren Sacke hatte.“

— „So müssen Sie zurückgehen und sie dort aufsuchen; denn auf dem Herwege, auf dem wir Ihnen nachgefolgt sind, hätten wir sie doch finden müssen; wenn Sie sie da verloren hätten.“

„Ich wieder zurückgehen?“ sagte er ängstlich. „Das wäre eben so, als wenn Ulysses in die Höhle des Polyphemus zurückgewollt hätte, um einen vergessenen Schnapsack zu holen. Haben die Mönche die Brieftasche gefunden, so werden sie sie abläugnen, und guten Gebrauch davon zu machen wissen.“

— „Wieder eine Lieblosigkeit, mein Freund; ein Mönchskloster ist doch keine Höhle des Polyphemus, und wäre sie es — ich mache mich anheischig, Sie mit heiler Haut daraus zurückzuführen.“

Jetzt stand ich auf und sagte: „Fassen Sie Muth, ich gehe selbst mit Ihnen. Haben Sie auch Lust, mit zu gehen, edler Diomedes, Miträuber des Palladiums?“

Dieser schüttelte bedenklich und verneinend den Kof, und sagte: „Nein, ich habe kein gutes Gewissen.“

Kaum waren ihm diese Worte entflohen, so sahen wir von der Tiefe des Thales hinauf an dem obersten Rande des Berges zuerst einen Mann zu Pferde, dann vier andere zu Fuß, und nach diesen wieder einen zu Pferde. Unser Freund Diomedes zog ein kleines englisches sehr gutes Seherohr hervor, schaute und schaute, fuhr endlich auf und sagte höchst betroffen: „Das ginge uns noch ab, daß man uns in Arrest holte!“ — Ich nahm ihm das Fernrohr ab, und sah ganz deutlich einen Offizier zu Pferde mit vier wohlbewaffneten Landjägern. Was aber die Erscheinung allerdings verdächtig machte, war ein Geist-

licher in dem Kostüm des Klosters, wo wir die Bachanalien gehalten hatten.

Diomedes sagte: „Wenn sie uns suchen, so bekommen sie mich wenigstens nicht lebendig!“ Dabei zog er seine englischen Sackpistolen aus den Hosentaschen, schärfte die Steine, und steckte sie innerhalb des Ueberrocks vor die Brust.

„Was das böse Gewissen nicht thut!“ sagte ich. „Hören wir doch zuerst, ob die Männer mit uns etwas wollen. Widerstand würde dann doch hier gegen fünf wohlbewaffnete Leute vergeblich sein, das müssen Sie ja wohl einsehen. Wir wären ja in diesem engen Thale gefangen, wie in einer Mausfalle.“

Diomedes musterte abermals durch sein Sehe-rohr die Männer, und rief endlich: „Allerdings! Das ist ja der verwünschte Pfaffe mit der blau-gelb- und rothgefleckten Nase, die uns Allen so auffiel. Isidor, glaube ich, nannten sie ihn.“

Kaum war dieses gesagt, so sprengte der Offizier, der uns schon von der Hälfte des Berges herab gesehen hatte, gegen uns in das Thal. Er hielt einige Schritte in der Entfernung von uns, und fragte mit ziemlich rauher Stimme: „Mit Erlaubniß, sind Sie nicht die Herren, die gestern

und noch heute früh in der Wallfahrtskirche und in dem Kloster waren?"

Ich trat vor und sagte ganz bescheiden: „Wir sind es."

Ohne eine weitere Antwort anzuhören, lenkte er das Pferd um, sprengte gegen seine Leute, die an der Mündung des Thales angekommen waren, stellte diese links und rechts an den Eingang, das Gewehr beim Fuß, die Fronte gegen uns, sagte dem Mönche, der indessen auch den Berg herunter gekommen war, hastig einige Worte, und trabte mit demselben langsam gegen uns.

Ich muß bekennen, jetzt ward mir selbst nicht wohl. Ich hielt diese Anstalten für feindselig.

Als sie nun uns gegenüber gekommen waren, zog die Salamandernase eine schmutzige Kappe weg, grüßte uns mit etwas verlegenem Lächeln, und sagte: „Ei, ei, treffen wir Sie hier an? Das ist erwünscht; ich glaubte Sie schon weiter; Sie ersparen mir einen weiten Weg, denn ich hatte den Auftrag, Sie bis ans Ende der Welt zu verfolgen."

— „Zu verfolgen? Und warum?"

„Sagen Sie mir", fuhr der Mönch fort,

„sind keine aus Ihrer Gesellschaft in dem Beinhause auf dem Gottesacker gewesen?“

Wir sahen einander bedenklich an; endlich antwortete ich ganz trocken: „Nun ja, was wäre es denn, wenn jemand dort gewesen wäre?“

„Nicht so trotzig, mein Herr“, sagte der Mönch; „ich thue die Frage nicht vergebens; sie ist wichtiger, als Sie glauben. Sagen Sie mir noch: ist einer unter Ihnen, der Herr von B— heißt?“

Der Offizier legte bei dieser Frage die Hand an den Säbelgriff; Diomedes schob die seinige in den Busen nach den englischen Pistolen; Ulysses trat herzhaft hervor, die Rechte an seinem Hirschfänger, und sagte mit rascher Stimme: „Das ist mein Name — und was soll denn dieses peinliche Examen?“

„Ei, ei, junger Herr, was hatten Sie denn bei den Todten zu schaffen? Lassen Sie doch ein andermal die Todten ruhen. Sehen Sie hier einen Befehl meiner Obrigkeit“, — der Mönch wühlte dabei in seinen Taschen, und zog nun ein in ein Papier gewickeltes Paket hervor — „einen Befehl, der mir aufgiebt, Sie zu verfolgen — aber sind Sie gewiß der Herr von B—?“

Wir betheuerten es einhellig.

„Also — Sie zu verfolgen, und Ihnen“ — er wickelte die Papiere aus einander — „eine Brieftasche einzuhändigen, wenn sie mir anders sagen können, was darin enthalten ist.“

Da erheiterten sich die Gesichter des Ulysses und Diomedes.

Jener sagte: „Ich kann Ihnen das leicht angeben. Einmal ein Miniaturgemälde von einem schönen jungen Frauenzimmer.“

— „Richtig.“

„Dann mehrere Frauenzimmerbriefe an mich.“

— „Richtig; wir lasen sie nicht, aber wohl die Adresse, die uns Ihren Namen verrieth.“

„Für zweitausend Thaler Wechsel.“

— „Richtig.“

„Briefe an die Herren N. N. zu N. N.“

— „Ebenfalls richtig. — Herr Offizier, Sie sind Zeuge, daß ich das Paket bestimmt überliefert habe. Nehmen Sie es, und damit übergebe ich die Brieftasche.“ — Dann fuhr er fort: „Es war ein Glück, daß wir diesen Morgen jemand zu begraben hatten. Einer von unsern Brüdern ging in das Beinhaus, um die Tragbahre richten zu lassen. Er fand auf dem Boden diese Brieftasche

und brachte sie unserm Prior. Dieser lief in der Geschwindigkeit — ich war gerade bei ihm — die Adressen der Briefe durch, und kam auf die Vermuthung, daß sie einem der Herren, die gestern bei uns zu Nacht speiseten, gehören müßte. Er glaubte, daß Sie noch nicht weit sein könnten, weil Sie zu Fuße gingen, und daß ein solcher Verlust den Eigenthümer in die peinlichste Unruhe versetzen müsse."

„Meine Obrigkeit — den P. Prior meine ich — gab mir nun eine schriftliche Obedienz oder Befehl — Sehen Sie, hier ist er — Ihnen unter Gewissenspflicht nachzureisen, bis ich Sie erfragen oder finden würde, um das Verlorene einzuhändigen. Er ließ mir zu schnellerer Beförderung unsern alten Klostergaul satteln. Ich trabte zum Ort hinaus, und traf auf diesen Herrn Offizier, meinen alten Bekannten, mit seinen Leuten, die heute diesen Kreis hier durchstreifen sollen. Ich machte ihn mit meinem Auftrage bekannt, und sobald er diese Gesellschaft in dem Thale hier entdeckte, sprengte er voraus, und war so gefällig, mir Kunde von Ihnen zu bringen. Nun, Gott sei Dank, daß ich Sie hier antraf."

Ulysses, der während diesem seine Brieftasche durchmustert und nichts darin vermißt hatte, ging nun auf den Pater mit der Salamandernase zu, mit Thränen im Auge, und sagte: „Ehrlicher, würdiger Mann, ich finde keine Worte, Ihnen und Ihrem menschenfreundlichen Prior, wie Sie es verdienen, zu danken. Steigen Sie ab, und lassen Sie sich herzlich umarmen; Sie haben mich aus einer schrecklichen Verlegenheit gerissen."

Diomedes und Ulysses umarmten den gutherzigen Mönch; wir Andern schüttelten ihm traulich die Hand, ungeachtet der Salamandernase.

Es erhob sich ein Freudengeschrei, daß die Felsen davon wiederhallten. Wir hatten noch Vorrath an Wein und Lebensmitteln, und wir baten den Offizier, gleichfalls abzusteigen und sich mit uns zu erfrischen. Er ließ sich nicht lange bitten; denn er war als schon bejahrter Krieger heute von der Sonnenhitze und einem großen Umwege, den er schon im Lande gemacht hatte, ermüdet.

Damit aber seine Leute, die noch immer am Eingange des Thales Posto gefaßt hatten, Antheil an unserer Freude nähmen, schickten wir mit seiner Erlaubniß einen von ihnen sammt

zweien von unsern Bedienten in das Dorf, das wir in der Tiefe des Thales sahen, um noch einen Zuschuß von Wein und Eßwaaren zu holen.

Nun wurden Flinten, Säbel, Patrontaschen, Tornister, der Degen und Hut des Offiziers, unsere Ueberröcke und Mantelsäcke auf einen friedlichen Haufen zusammen gelegt, auf den der gute Mönch endlich noch seine schwarze Kappe und seinen ärmlichen Mantel hinwarf. Wir holten Flaschen aus der benachbarten Quelle, wo sie eingekühlt waren, stellten sie auf den Grasteppich, lagerten uns herum, so daß wir als eben so viele lebendige Radii von diesem erfreuenden Mittelpunkt unsere ganze körperliche Länge nach einer kreisförmigen Peripherie ausstreckten.

So waren wir nun wie die Homerischen Helden unter dem freien Himmel gelagert, wenn sie sich mit den göttlichen Geschenken des Bachus und der Ceres gütlich thun wollten. In einer halben Stunde waren auch unsere Abgeordneten aus dem Dorfe wieder da; sie brachten auf einem gemietheten Saumrößchen ihre Bürden mit, ja mehr als wir nöthig hatten; und so waren wir auch in Stand gesetzt, unsern neuen Freunden, dann unsern Dienern und den Landjägern von

unserm Ueberfluß ein fröhliches Abendbrod zu geben.

Wir überzeugten uns bald, daß dieser Offizier ein eben so gefälliger als witziger Gesellschafter war. Nachdem uns der Wein Herz und Mund geöffnet hatte, so jagte bei der allgemeinen fröhlichen Stimmung ein Gedanke und Einfall den andern. Der Offizier that mit dem Mönch mehr familiär als freundlich. Endlich sagte er: „die Menschen kommen durch die Fügungen von oben herab auf eine wunderbare Weise in der Welt zusammen. Wer hätte, mein bester Isidor — sprach er zum Mönche, dem er, das Glas in der Hand, zutrank — vor fünf und zwanzig Jahren gedacht, daß wir nach so langer Zeit mit einander in diesem einsamen Thale, in der Gesellschaft dieser muntern Herren, so friedlich uns Gesundheit zutrinken würden! Ist es doch jetzt in dem nämlichen Monat, da ich Sie gefangen nahm.“ Isidor stieß mit dem Glase an, dann nickte er mit dem Kopfe und schaute schweigend auf den Boden.

Wir konnten uns das nicht erklären. Der Offizier fuhr fort: „Glauben Sie mir, dieser Mann hier im Klosterhabit war einmal ein tapferer Krieger. Vor fünf und zwanzig Jahren diente

ich als Wachtmeister unter den preussischen schwarzen Husaren im siebenjährigen Kriege. Ich ward mit einem starken Detaschement auf Patrouille ausgeschickt; an dem Saume eines Waldes stieß ich auf ein schwächeres Kommando von österreichischen Dragonern, die von der andern Seite herkamen und von einem jungen Offizier, jetzt diesem P. Isidor, angeführt wurden. Wir sprengten einander an, und er gab mir mit seinem Säbel einen so gewaltthätigen Hieb über den Kopf, daß ich vom Pferde sank, und daß ich noch eine ehrenhafte Narbe davon auf dem Schädel trage. In dem nämlichen Augenblicke erhielt er aber einen Pistolenschuß in die Schulter, ward von meinen bei weitem zahlreichern Leuten umringt, gefangen und seine Dragoner versprengt.

„Wenn ich so brav und tapfer gewesen wäre, wie Sie sagten“, erwiederte der Mönch, „so hätte ich mich von Ihnen nicht fangen lassen.“

Wir staunten nun den guten Pater an. Einem von uns entfuhr etwas voreilig die Frage, indem er seine Hand an die Kapuze des Mönchs legte: „Aber, tapferer Mann, wie kamen Sie denn in dieses Kleid?“

Isidor schwieg einige Augenblicke; dann flog

ihm eine leichte Röthe über das Gesicht; er senkte die Blicke, und sagte endlich mit höherer, aber doch etwas durch Verlegenheit unterbrochener Stimme: „Wahr ist es, ich habe den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht; ich erhielt noch zwei Wunden auf der Brust. Ich ward oder glaubte wenigstens übel belohnt zu sein; denn ich sah junge Leute mir vorgezogen, die keine Verdienste, als einen vornehmen Namen, wenn dieses anders Verdienst und nicht blos Vortheil ist, hatten. Ich aber konnte nichts als meinen Degen und mein vergossenes bürgerliches Blut in die Waagschale legen. Nach dem Hubertsburger Frieden nahm ich meinen Abschied, mit dem Ehrenpatent als Hauptmann. Elternlos und großjährig, wie ich war, trieb ich den Ueberrest meines Vermögens ein, soviel ich nämlich davon nicht im Dienste zugesetzt hatte, und soviel mir untreue Freunde, die es indessen verwaltet hatten, davon übrig ließen. Dann ergriff mich wieder die Liebe zu den Wissenschaften. Ich war nicht ohne Kenntnisse; ich hatte früher studiert, und zog nun wieder auf eine Universität, die ich sechs Jahre zuvor, aufgeschreckt durch den Waffenklang, wie ein muthiges Pferd verlassen hatte,

um fremden Fahnen und fremden Kanonen zu folgen. Nach vier Studienkursen irrte ich mehrere Jahre in der tollen Welt herum. Ich versuchte in verschiedenen Laufbahnen mehrere Lebensplane. Am Ende — —"

Hier schwieg der Mönch. Die Stimme war ihm mit dem letzten Wort gebrochen, seine Augen funkelten in einigen steigenden Thränen. Dann schaute er uns an und sagte: „Sie sind ja junge Leute, und es ist Ihnen auch begegnet, oder es wird Ihnen bei aller Lebensklugheit noch begegnen; denn Sie sind noch nicht auf einer Polhöhe des stillen Südmeers, wo man den Stürmen entflieht. Also am Ende fiel ich in eine unglückliche Leidenschaft. Es blieben mir Wunden am Herz, welche die Zeit nicht heilen wollte. Ich ward von einer unbesiegbaren Wehmuth überwältigt, sehnte mich nach Stille, nach Einsamkeit, schöpfte Trost aus der Quelle, aus welcher ihn alle Unglückliche schöpfen — aus der Religion. Ich kam in dieses Land; ich traf in dem Kloster, wo Sie mich fanden, einen Verwandten an, der, ein sehr bescheidener Oberer, dieser religiösen Gesellschaft vorstand. Ich prüfte mich lange selbst; ich trat endlich in den Orden, und

ward noch strenger geprüft; es kostete zwei Jahre, ehe man mich zu feierlichen Gelübden ließ. Seit dem lebe ich ruhig, ungefähr wie Petrarche in Valle chiusa lebte; ich gedenke der vergangenen Zeiten, denn ich habe keine Wünsche mehr; ich hoffe vieles von der Zukunft, in der es wohl besser sein wird; ich glaube, was Vernunft und Religion vorschreiben, und fürchte nichts."

„Aber leben Sie auch glücklich?" sagte ich. „Sind Sie es nicht, würdiger Mann?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Mein Glück.

Nicht euch, Großwürdenträger, bestaunt vom Volk,
Und euch, Monarchenlieblinge, neid' ich nicht,
Selbst Purpurmantel, Kron' und Zepter
Kann, ihr Gewaltigen, nie mich blenden.

Natur und Freundschaft, Lieb' und Beschäftigung
Sind meine Reiche. Groß und enzückend ist's,
Von Prunk, von Obmacht fern, nur geistig
Hier und mit Herzgefühl zu walten.

Der Schöpfung immer neue Bezaubrungen,
Des Freundes Treue, Wonnen der Häuslichkeit,
Der Kinder Lieb' und Dank, der Musen
Stille Begeistrung sind meine Renten.

Des Lebens Einerlei verschwindet so
Bei Hochgenüssen, wie sie der Himmel nur
Ausspendet. Alle Wünsche drängen
Sich in den einzigen: Stets wie heute!

Ob spät die Fackel senke mein Genius,
Ob früher: Gute denken mit Rührung mein;
Dem Enkel frommt noch, was ich lehrte,
Und was ich sang, o vielleicht verhallt's nicht.

Haug.

Als Porevon starb.

Du reis'test, ein Sohn des Glücks,
Nach Asien ohne Gefährde,
Und nach der Reis' um die Erde,
Voll Neugier, über den Styx.

Haug.

Der Unterschied zwischen ich bin das! und das bin ich!

Der Charlatan auf offnem Markte
Giebt sich, der Himmel weiß, für was,
Er brüstet sich und ruft zur Menge:
Ich, ich bin dies und ich bin das!

Ist einmal Etwas mir gelungen,
So stell' ich's vor mein Fenster hin;
Und tadelt der und tadelt jener —
Gut, jeder Kopf hat seinen Sinn!

Wenn dann ein Kenner eifrig forschet:
Wer hat's gemacht? — und fragt auch mich,
Zieh' ich mein Käppchen ab vom Kopfe,
Und sage leise: das bin ich.

Jakob Schnerr.

An Dichter.

Les't, Dichter, euern Dulcineen
Ein kleines Lied, ein Sinngedicht,
Nur Oden nicht und Epopeen.
Ein Sperling, nach Katulls Bericht,
Ist im Boudoir wohl artig anzusehen;
Der Adler taugt zum Putztischvogel nicht.

Haug.

Mein Heimathland.

Dort, wo in Thales Grün
Lustige Lämmer ziehn
Unter frohen Schalmei'n,
Wo auf grünenden Bergeshöh'n
Weidende Heerden im Grase gehn,
Möcht' ich mein Lebenlang sein!

Wo hinter Früchtenwald,
Nachtigalls Aufenthalt,
Eine Hütte sich weis't;
Wo das liebliche Reigenlied
Sanft durch Thäler auf Berge zieht,
Dorthin sehnt sich mein Geist.

Brausend ins Thal herab
Stürzt in ein tiefes Grab
Sich ein murmelnder Bach.
Unten netzet er Au' und Feld;
Aber vor Allem in der Welt
Zög' ich dem Bache gern nach.

Mädchen, getreu und hold,
Schön, wie der Rosen Gold,
Wandeln durch duftige Au'n.
Unschuld lächelt ihr Angesicht,
Meiner Sehnsucht Stimme spricht:
Werd' ich sie einst wohl noch schau'n?

Hoch auf zum Wolkenmeer
Blickt deiner Berge Heer,
Freies, schönes Revier!
Besser schmeckt oben ein Erdenglück,
Weit hinaus wendend den scharfen Blick;
Nimm mich schützend zu dir!

Innig bist du verwandt,
O du mein Heimathland!
Meinem unsterblichen Geist.
Finde ich nirgends des Lebens Ruh,
Fliehe ich dir, meiner Heimath zu,
Die mich dem Sturme entreißt.

Julius Binder.

Die Bienen an Zevs.

Wir führen Klage gegen ein zweibeiniges Thier, das sich zum Herrn der Schöpfung aufgeworfen hat.

Mit täuschender Freundschaft hat er unser freies Geschlecht an sich gelockt. Wir tauschten unsere Freiheit gegen seine Hausgenossenschaft, und er widmete uns seine Dienste.

Bald erfuhren wir, daß es nur sein eigener Vortheil war, der ihn hierbei leitete. Doch unser Glück und sein Vortheil waren zu nahe in einander verwebt, als daß wir je eine Unterbrechung hätten befürchten können.

Seine Erfindungskraft hat das Unglaubliche möglich gemacht, und wir sind verloren, wenn nicht deine Macht, o Herr! den Schlag abwendet, der uns bevorsteht.

In jenen Zeiten, wo uns der trügerische Bund mit dem Menschen vereinigte, war unser Honig der einzige süße Stoff, durch welchen sein leckerhafter Gaumen in tausenderlei Formen gereizt

wurde. Unser Geschlecht wuchs unter seinem gewinnsüchtigen Schutze zu Myriaden heran. Die Entdeckung eines neuen Welttheils führte den ersten Sturm herbei; und wer hätte gedacht, daß eben jenes Ereigniß einst unsere Existenz bedrohen würde? Und doch ist es so.

Höre uns, gütiger, großer Herrscher der Welten!

Das neuentdeckte Land machte den Menschen mit einer Pflanze bekannt, deren Saft die wunderbare Eigenschaft besitzt, daß er die süßesten Bestandtheile in einem hohen Grade in sich vereinigt, die wir mühesam von vielen Pflanzen und Blumen zusammentragen müssen. Der Mensch bereitete daraus eine Materie, die er Zucker nannte.

Bald verbreitete sich dieses Produkt über den ganzen Erdkreis, und es würde schon damals um uns geschehen gewesen sein, wenn nicht die ungeheure Entfernung jenes Landes den Werth unsers heimathlichen Produkts aufrecht erhalten hätte. — Viele unserer Völkerstämme waren nach Gestalt ihrer Lage nicht so glücklich, dem Sturm so leicht zu entgehen.

Doch ein Uebel kommt nie allein. Der Aberwitz der Menschen hat eine Kunst erfunden, durch

die er die Natur aller Körper zu ergründen vermeint, indem er dieselbe in ihre ursprünglichen Bestandtheile zerlegt und mit kühner Hand wieder zusammensetzt. Es hat Thoren gegeben, die aus Kieselsteinen und unedeln Metallen Gold machen wollten; ein anderer versicherte, es fehle ihm nur ein wenig Sauerstoff, um Menschen zu machen.

O hätte doch diese verwegene Kunst überall nur solchen Erfolg gehabt!

Doch bald suchte der Mensch jenen süßen Stoff in allen Körpern auf, und zog ihn, unser eigenes Geschlecht nachahmend, aus den Pflanzen aus. Er, der weder sich noch Andere regieren kann — warum nahm er nicht unsere so oft von ihm bewunderte Verfassung zum Ziel seiner Nachachahmung? Warum lernte er nicht von uns, jeden auf den rechten Platz zu stellen? Warum ist das Muster unsers ausharrenden Fleißes an ihm verloren gegangen?

Doch sein kaltes selbstsüchtiges Herz ist unzugänglich für das allgemeine Glück. Genießen will er, und getreu der Rolle des Despoten fällt er den Baum, um die Früchte zu genießen.

Noch immer war unsere Existenz selbst noch

nicht gefährdet. Die Kunst, aus den Trauben des Weinstocks, aus Rüben, aus Birnen und mancherlei Arten von Gewächsen Zucker zu bereiten, befriedigte mehr seine Eitelkeit, als seine Gewinnsucht. Wir sahen bald, daß wir von dieser Kunst nichts mehr zu fürchten hatten. Aber eine neue Entdeckung droht uns den Untergang.

Ein Deutscher *), dessen Name eine böse Vorbedeutung für die Sache ist, erfand das Geheimniß, die gemeinste aller Früchte, die Drake vor sechszig Jahren aus dem neuentdeckten Lande überpflanzte, die man noch vor zwei Dezennien den Schweinen vorwarf, und nun zur allgemeinen Nahrung der Menschen geworden ist, die sie mit Recht ein Geschenk des Himmels nennen — in Zucker und Honig zu verwandeln. — Rasch schreitet die Vervollkommnung dieser Erfindung vorwärts, und schon sehen wir dem Augenblick entgegen, daß der Mensch uns den Bund aufkündigen wird, an den ihn nur die Bande des Eigennutzes fesseln. Schon sehen wir uns in die Wälder verbannt, ein Spiel der Elemente, verachtet und verhöhnt von unsern Hausfreunden, die nun mit geringer Mühe bereiten können, was sie sparsam von unserm Ueberfluß nehmen muß-

ten. Es haben sich unter den Menschen viele Stimmen gegen diese Erfindung erhoben. Einige warnen ihre Brüder vor Vergiftung. Sie sagen, der verwünschte Erdapfel, aus dem sie den Honig bereiten, sei ein Giftgewächs; andere sagen, er werde mit Gift bereitet.

Doch ach! diese Stimmen werden ohne Heil für uns verhallen. Auch wir bereiten aus Gift erzeugenden Pflanzen Honig, und wissen nur zu gut, was wir hiervon zu erwarten haben.

Es liegt in der Natur dieses feindseligen Geschlechts, sich selbst zu befehden. Selbstsucht ist sein höchster Gott; die Wahrheit, mit der er sich so stolz brüstet, wird vor diesem Götzen gebeugt.

Selbst du, Herr der Götter! bist zum leeren Spiele ihrer Fantasie geworden. Einige läugnen trotzig deine Macht; Andere wollen sie ergründen, und treiben Abgötterei mit logischen Formen, in denen sie dich erkennen wollen; der Glaube, den du in ihr Herz gelegt, ist mit dem innern Frieden von ihnen gewichen. Deinen Blitz haben sie unschädlich zu machen gewußt, und man versichert uns, daß sie auch deinen Gewitterwolken durch Abfeuerung kleiner Böller Hohn sprechen.

So laß denn, o Herr! dieses entartete Ge-

schlecht endlich einmal das Gewicht deines Zorns fühlen. Verwandle seinen künstlichen Honig in Gift. Hemme die Fortschritte einer verwegenen Kunst, die einem Stamm von Geschöpfen, der wir dürfen es kühn sagen — deines Schutzes würdig ist, den Untergang drohet. Zertrümmere seine Werkstätten, bewege den Pöbel gegen seine Unternehmungen. Blende ihn mit der Schreckensgestalt des Hungers und der Vergiftung, und vernichte durch deine Allgewalt, was der übermüthige Geist unsers Tirannen, verhöhnend deine Macht, zur Reife gebracht hat.

Amor.

In jener oftbesungnen goldnen Zeit
War ohne Flügel Amor und waffenlos,
Von Tücke fern, in Lust und Unlust,
Selbst bei Vermählten, der Immergleiche.

Leer blieb sein Tempel mählig von Opferern;
Sein Schmeicheln, seine Thränen vermochten nichts;
Aus seiner weiland Hochverehrer
Wohnungen stieß ihn die Langeweile.

Jetzt gab der Zorn ihm Flügel des Wankelmuths,
Die List der Blindheit Maske, das Augenband,
Die Rache Bogen, Köcher, Pfeile,
Scharf zu verwunden die Hochrebellen.

Er flog umher, und traf, und vernahm entzückt
Der tausend Unglückseligen Ach und Weh.
Da strömten sie zum Tempel Amors
Wieder, und huldigten, tief anbetend.

Der erste Kuß.

Es ging in seiner Schönheit Fülle
Des ersten Weibes zarte Hülle,
Dort in der Menschheit Vaterland,
Aus ihres Schöpfers Meisterhand;
Jedoch, damit ich nichts verhehle,
Noch ohne Leben, ohne Seele.

Schon fühlt das Bild aus Adams Rippe
Des Schöpfers Lipp' an seiner Lippe —
Wie sie der Gottheit Hauch durchbebt,
Ihr Feuerauge sich belebt; —
Doch eh' es noch das Licht empfunden,
War schon der Küssende entschwunden.

....

Und seit des Schöpfers eignes Leben
Das erste Weib belebt,
Seitdem ist Kuß und Daseingeben
So inniglich verwebt.

Jakob Schnerr.

Der Kranz.

Idylle.

Kühliger Thau entträufte, die Blumenauen erquickend,
Schon dem heller schimmernden Mond, der feurig und voll am
Gipfel des Waldgebirgs hing, und alle Weste verließen
Säuselnd und Schlummer befördernd die Blumenkelche, der Hain schwieg,
Als auf Flügeln der Liebe, mit süßem Gesange gerüstet,
Seinem Lager Myrtill, der nackenumlockte Schäfer,
Rasch enteilte. Die kühlige Luft vermochte die Wangen
Ihm, dem Liebenden, nicht von der Rosengluth zu befreien,
Noch auch zu kühlen die Stirn' und den athemfliegenden Busen;
Schöner war er, als je: der jüngsten Rose vergleichbar,

Wenn sie dem Morgenthau die erste fliegende Röthe
Halb entschleiert und lächelt. Wo dichte Myrthengebüsche,
Hier mit Geißblatt verwebt und hier mit dunkelndem Eppich
Daphne's Hütt' umziehen, und in das düstre Gehänge
Schwellende Moosbank lockt, da lagerte sich der Verliebte.
Mit dem blühenden Antlitz nach ihrem Fenster gewendet,
Hub er erst leis' und zagend, dann höheren Muths den Gesang an:

Daphne schlummert: o Mono, o thalbeschüzzende Nymphen,
Die ihr, nicht ohne Liebe, der Liebenden Flamme beschützet!
Daphne schlummert, bewahret sie vor unheilbringendem Zauber,
Der in dem Nachtthau träuft und in den nächtlichen Düften!
Ach! vielleicht schon ist es gescheh'n! Nicht Thränen, noch Schwüre,

Dringen an ihr Herz, den kalten Busen erweichend!
O dann fernet den Zauber, ihr Gütigen! oder ich schmelze
Tief bekümmert im Strom der nie versiegenden Thränen!
Morgen, wenn aus dem Meer die erste, fliegende Röthe
Zu dem Gebirge glänzt, und ihrer Hütte vorüber
Ich die Lämmer führ', und Daphne hier im Gebüsche
Sitzt, wie immer, wenn mich zum Wiesengrunde der Tag ruft,
Haucht ihr nur einen Strahl der herzerfreuenden Liebe
In den Busen, und sanft, mit blauem Auge mir lächelnd,
Grüße sie mich, daß höheres Roth mir die Wangen behauchet:
Traun, dann steht euch hier ein Altar in der Rosenumschattung,
Wo sich mit süßem Gelispel durch duftige Kräuter der Bach gießt,
Und von dem ganzen Reichthum, den Pan mir verlieh und Priazos,

Sei euch geopfert der zehnte Theil, so oft sich des Frühlings
Rosen erneu'n, und der Hirt zum erstenmal wieder im Thal singt.

Also sang Myrtill, und der Mond und die Nymphen des Thales
Nickten Erhörung ihm zu. Auf eines thauigen Westwinds
Sanften Fittigen stahl sich der herzerfreuende Schlummer,
Ach der erste wieder, nachdem schon viermal der Morgen
Schlummerlos ihn auf dem Lager in Thränen schwimmend gefunden,
Tief in die ruhende Brust, und der süßen Bezauberung folgend,
Träumt' er von ihr, die allein sein Taggedanke, sein Traum war.

Daphne hatte belauscht den Verliebten. Nicht brauchte vor Zauber
Gegenzauber ihr Herz zu bewahren, noch alten Zauber
Aus der Brust zu verbannen. Wie bebte, wie flog ihr der Busen

Bei des schönen Jünglings Lied! Sie sah nicht den Schäfer:
Aber des fernher schimmernden Monds Licht warf durch die Rosen
Ihres Fensters den Schatten Myrtills auf der Schäferin Lager
Neben sie hin. Sie erröthet und drückt doch insgeheim auf den
Polster einen Kuß, auf dem der Schatten erzittert.

Als nun plötzlich, wie wenn mitten im süßen Gesange
Durch der Lerche melodische Brust des grausamen Jägers
Pfeil dringt, schweigend die Sängerin auf dem Rasen liegt, nie mehr
Grüßend den nahenden Mai, das starre Gefieder geröthet,
Und der letzte Ton erstickt, des Hirten Gesang schwieg,
Ohne Bewegung auch der Schatten blieb, da erhob sich
Schüchtern die Schäferin, und bog mit zitterndem Finger

Vor den Augen die Zweige weg, und blickte den süßen
Schäfer mit liebetrunkenem Aug' an, und mächtiger pocht' ihr,
Glühender flog ihr der reizende Busen. O glücklicher Schäfer,
Warum wachtest du nicht, als sie mit zitternden Lippen,
Mit den oft von dir besungenen Lippen, auf deine
Stirn' ein fliegendes Küßchen, und dann aus den eigenen Locken
In die deinen den Rosenkranz drückte? — Rasch flog sie zurück dann,
Zitternd und bebend, und wälzte sich schlummerlos auf dem Lager.

Als nun der Morgen, sich mit der ersten, fliegenden Röthe
In den Fluren verkündend, über Thal und Gebirg hin
Seine Rosen streute, flog auf vom Lager der Jüngling,
Eilte, sein Glück erkennend und dankend den gütigen Göttern,

In die Hürden, zur üppigen Trift austreibend
die Lämmer.
Daphne saß schon im Rosengebüsch', und roth
wie der Morgen,
Freundlich und schön wie er, begrüßte den trunk-
nen Myrtill sie,
Der zum erstenmal froh, wie die thaldurchhüpfen-
den Lämmer
Mit des Haines Sänger wetteifernd, sang, und
der Flöte
Sein Gefühl einhauchend, dem Thal sein Schick-
sal erzählte.

Bald erfüllte Myrtill dem Mond und den
Nymphen des Thales
An der Geliebten Arm das Gelobte: freundlich
erhob sich
In der Rosenumschattung ein Altar; weihend
umschlang er
Ihn mit Daphne's Kranz, und sprengte gelblichen
Honig.

Karl Reh.

Die Langeweile.

Ueber die Langeweile hat jede Nation ihre eigenen Ausdrücke. Dem lebhaften Franzosen ist sie ein Ungeheuer, auf das er mit Prügeln und mit Stangen losgeht, um es zu tödten. In guter Gesellschaft sagt er: comment tuerons-nous le tems? d. h., auf welche Weise wollen wir die Zeit umbringen? Nach dieser Frage setzt man sich an einen Spieltisch, und schlägt das Ungeheuer mit gemalten Pappendeckeln, nämlich mit Karten, zu tode.

Die Deutschen finden zwar kein Ungeheuer in der Zeit. Sie sagen: wie verkürzen wir uns die Zeit? Liegt in diesem Ausdruck nicht ein mathematisch-metamorphorischer Begriff zum Grunde, nämlich von einer krummen oder geraden Linie mit Ausdehnung und Länge, die man abzuschneiden sucht? Die Römer zerrieben die Zeit, denn sie sagten: tempus terere, die Zeit zerreiben.

In den vorigen Jahrhunderten, in welchen man noch paradox dachte und manchmal handelte,

zog ein großer Philosoph, Helvetius, die Langeweile zu besondern Ehren, indem er behauptete, sie gäbe dem Menschen einen ausgezeichneten Vorzug über die Thiere, die des Vortheils, Langeweile zu empfinden, beraubt wären.

Er lieh ihr die Würde eines Hauptgrundes der Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Wenn nun dieser Behauptung entschiedene Wahrheit, wie etwa ein Lilienblättchen unter einem böhmischen Edelgestein unterläge, so könnte man von einem Jahrhundert, das keine großen Männer mehr erzeugte, ganz bestimmt sagen: „aus Mangel an Langeweile haben wir keine großen Männer mehr.“ Liegt in diesem Satze etwa ein Widerspruch?

Ich meinerseits halte einmal die Langeweile für eine schreckliche Plage, fähig die menschlichen Kräfte eher zu zernichten als zu entwickeln. In der That, sie ist eine psychologische Krankheit, die meistens sehr gebildete, reiche, ruhige Gesellschaften und Herren und Frauenzimmer befällt, von denen wir andern gemeinen Sterblichen nicht einmal träumen würden, daß ihnen etwas abginge.

Ermüdet durch heftige Gemüthsbewegungen,

gesättigt von Genüssen, strengen diese Leute ihre Phantasie an, neue Unterhaltungen zu erfinden, seufzen nach einem bessern chimärischen Zustande, den sie nie zu erreichen vermögen, und sinken endlich in Erschöpfung und die liebe Langeweile.

Voll der unbestimmtesten und flüchtigsten Wünsche, suchen die von uns glücklich gewähnten Leute dieser Klasse aus dem peinlichen Zustande heraus zu treten, sollten sie ihn auch mit einem schlimmern vertauschen. Ja es ist ein Problem, das durch die Geschichte beleuchtet zu werden verdiente, ob nicht schon ganze verfeinerte Völker durch den Ueberdruß des Glückes und eines ruhigen, gleichförmigen Zustandes zu Revolutionen getrieben worden seien, bis sie endlich dnrch eine Reihe von Unglücksfällen wieder zur Besinnung gebracht worden sind. Eine solche politische und moralische Kur ist freilich empfindlich. Allein da die Langeweile ein Uebel ist, von dem man keine Ursache ausweisen kann oder will, so sind Unglücksfälle, durch eigene Schuld herbeigeführt, sehr fähig und angemessen, um auch ganze Völker durch den Wechsel eines bessern Zustandes in einen schlimmern, vom Uebel der Langeweile auf lange Zeit zu heilen.

Zu den Ursachen, durch welche Langeweile im Allgemeinen bewirkt wird, führen die Engländer noch eine besondere an, nämlich den Einfluß ihres neblichten Klima's. Dieser Einfluß bringt bei ihnen sehr traurige Wirkungen hervor, und endigt sich oft mit Selbstmord, als dem nächsten Mittel, die Langeweile mit dem Leben abzukürzen. Es ist daher ganz natürlich, daß bei der englischen Nation so viele tragische Romane geschrieben werden; denn die Langeweile hat nach ihrer Behauptung in ihrem Lande unter so vielen reichen und müßigen Leuten ihr eigenes Gebiet.

Wir haben in neuern Zeiten an der Miß Edgeworth einen solchen Roman, der schon in das Französische übertragen ist, und vermuthlich auch in unsern deutschen Uebersetzungsfabriken seinen Bearbeiter finden wird oder vielleicht schon gefunden hat. Der Held ist ein Mann, der von Langeweile geplagt wird. Er ist reich an Karaktern, Verhältnissen und Bemerkungen, die in Hinsicht der Bestimmtheit, Feinheit und Lebhaftigkeit mit unnachahmlicher Kunst gezeichnet sind.

Die Verfasserin Miß Edgeworth muß ein sehr

geistreiches Frauenzimmer von großer Menschenkenntniß sein. Der Roman, den sie schrieb, und der im vorigen Jahre im Französischen erschien, heißt l'Ennui ou Mémoires du Comte de Glenhorn, 3 vol. Paris, in-8.

Lied.

Wo im unbegrenzten Raume
Sich ein Sonnenstaub verliert,
Bis, wo tief im Schoos der Grüfte
Neues Leben sich gebiert,

Dring' ich hin mit Geistesfluge,
Unbeschränkt durch Raum und Zeit;
Fessellos vom Sinnentruge
Blick' ich in die Ewigkeit.

Und ihr Schimmer strahlt herüber,
Und erhellt dies Labyrinth,
Wo auch wir zum Glück geboren,
Wo auch wir unsterblich sind.

Huldigung dem großen Geiste,
Der allgegenwärtig ist,
Und durch den der Quell der Freude
Allenthalben mich umfließt!

Dank ihm, daß er auch als Liebe
Wie als Allmacht mir erscheint,
Und im ganzen Reich der Schöpfung
Majestät und Huld vereint!

Leben gab er selbst dem Keime,
Der im Schoos der Erde lag;
Maß Orions hehre Lichtbahn,
Und der Ephemere Tag.

Sieh! er gab dem Wurme Flügel,
Der Vollendung sich zu freun.
An dem Dorn erblüht die Rose,
Opferduft dem Herrn zu weihn.

Blick' umher! Der Frühling feiert
Neu der Erde Schöpfungstag!
Horch! Der Strom, des Waldes Säuseln,
Tönt der Welten Hymnus nach!

Deß, was da ist, dich zu freuen,
Winkt dir Berg und Thal und Flur:
Freude regt mit ew'gem Leben
Alle Pulse der Natur.

Geh dem Kleinsten nicht vorüber:
Nichts ist klein vor deinem Blick.
Auch der Wassertropfen spiegelt
Dir der Sonne Bild zurück.

Und obgleich des Himmels Wonne
Oftmals deine Brust beseelt,
Bist du dennoch mit der Erde,
Mit dem Staube hier vermählt.

Mit der Zuversicht im Busen
Reih'st du dich dem Seraph an;
Und dein Glaub' umfaßt den Himmel,
Den die Augen nimmer sah'n.

Doch die Erde drückt mit Liebe,
Sohn, dich an ihr Mutterherz!
Nur nach innigster Umarmung
Trägt ihr Kuß dich himmelwärts.

Burckhardt.

Fax der Dichter.

Fax sagt prahlenden Tons: er sing' in der
Sprache der Götter.
Und so wundert mich nicht, daß ihn kein Teufel
versteht.

Jakob Schnerr.

Wahre Fürstengröße.

Ein Herrscher nicht, der Acht und Bann
Und Rach' und Tod im Zorn gebeut;
Allein wer ist ein großer Mann?
Wer Donnerkeile schleudern kann,
Doch sie zurückhält, und — verzeiht.

Haug.

Wie man lieben muß.

Ein Feenmährchen

von

Heinrich Zschokke.

Personen.

Prinz Ypsilon.

Laurina.

(Der Schauplatz stellt eine armselige Hütte dar, in der man nichts als eine Bank und ein Bündel Stroh sieht.)

Der Prinz hereintretend.

Es fährt mit wildem, triefendem Gefieder
Ein Sturmwind über Thal und Höh';
Die Wolken gießen Bäche nieder,
Und machen alles Land zum See.
Es donnern von der Berge Gipfel
Die losgewaschnen Felsen herab;
Zersplittert fliegen der Tannen Wipfel,
Und bau'n dem armen Pilgersmann sein Grab.
Gottlob, daß ich, als der Orkan mich fast erstickte,
Zur rechten Stunde noch dies Obdach hier erblickte!
(Sieht sich verwundert um.)
Wo bin ich denn? — Fürwahr, es ist kein Feen-Pallast;
Ein altes Bauernhaus, sich selber schon zur Last.
Der Sturmwind orgelt durch der morschen Wände Spalten,
Es mögen Dach und Fach kaum noch zusammenhalten.

Hier eine alte Bank, und dort ein Bündel Stroh —
Ganz gut! — Wer gar nichts hat, ist auch mit Wen'gem froh.
Inzwischen Sturm und Wetter draussen sich verlieren,
Kann ich in diesem Loch Philosophei studiren.
Man muß genügsam sein in dieser besten Welt!
Das Wasser schmeckt sehr gut, wenn der Burgunder fehlt.
Was hilft's, sich über das, was sein muß, zu betrüben?
Man nimmt vorlieb, wie's kommt, und das heißt Weisheit üben.

Der hohle Magen freilich seufzt dazu sein Ach!
Der Geist ist willig zwar, allein das Fleisch ist schwach.
Philosophei ist gut, wenn man dabei nicht hungert,
An vollen Tafeln sitzt, auf weichen Sofa's lungert.
Wer aber, so wie ich, zween Tage ungespeist
Mit seinem Gaul allein durch Wald und Wüste reist,
Der giebt zuletzt denn doch die Weisheit der Sokraten
Für eine Flasche Wein und einen Nierenbraten.

Mein Gaul fand Gras ... nur ich ... Hätt' ich die Welt gemacht,
Ich hätte überall ein Wirthshaus angebracht.

O Narr du! Statt im Fürstenschloß zu bleiben,
Dich in der weiten Welt getrost herumzutreiben;
Des Nachts kein warmes Bett, am Tag kein Stückchen Brod,
Und so sechs Monden schon Mühseligkeit und Noth!
Warum das? — Weil der Herr daheim zuviel schlaraffte,
Und in ein Mädchen sich, das niemals war, vergaffte.
Das niemals war? Nun ja, du sahst's ja nur im Traum,
Fährst nun wie toll umher, suchst's hinter jedem Baum,
Und wirst am Ende doch, und flögst du mit den Winden,
Was du im Traum geliebt, im Traum nur wiederfinden.

Gemach, Prinz Ypsilon! Nichts übereilt! Gemach!
Besinne dich doch nur, was dir der Alte sprach,

Der in den Sternen liest, dem du dein Leiden
klagtest,
Und um das Mädchen aus dem Wundertraum
befragtest.
„Prinz!“ sprach er, „ja, sie lebt, die du im
Traum gesehn,
„Die Sterne sagen's mir aus jenen blauen Höh'n.
„Sie lebet, weit von hier in unbekannter Ferne.
„Laurina heißt das Kind; so nennen sie die
Sterne.
„Doch, wenn du wahrhaft liebst, mein Prinz,
so sage mir:
„Wie liebest du? und was? Was liebest du
an ihr?
„Die Herkunft? — O sie stammt vom niedrig-
sten Geschlechte.
„Den Reichthum? — Guter Prinz, die Aermste
deiner Mägde
„Ist reicher noch. — Die Schönheit? Weit
gefehlt, sehr weit!
„Laurina ist das Urbild aller Häßlichkeit.
„Was liebst du? Wenigstens die Anmuth noch
der Jugend?
„Umsonst; Laurin' hat keinen andern Schmuck,
als Tugend.

„Nur wer Laurinen ganz um Ihrer willen liebt;
„Ihr Herz allein, und nichts, als was das Herz ihm giebt;
„Wen nicht Geburt und Geld und Schönheit blos entzücken,
„Nur den, Prinz Ypsilon, wird ihre Hand beglücken!
„Geh, Prinz! — Du bist dereinst, wohin dein Stern dich ruft,
„Fliegt dieser Helm einmal von selbst dir durch die Luft."

So sprach mir der Prophet. Was ließ sich dazu sagen?
Ich liebte — liebte heiß. Wer liebt, will etwas wagen.
Der Alte gab mir nun den zentnerschweren Helm.
Der sitzt wie Blei. Ich war ein Narr — der Alt' ein Schelm.
(Der Helm fliegt ihm vom Kopfe durch die Luft davon.)
Oha! — Was? — War das Spaß? Ich glaube sonder Zweifel,
In diesem Neste spuckt, Gott sei bei uns, der Teufel.
(Er betastet sich den Kopf.)

Fort ist er! — Richtig! — Wie? So wär' ich
denn am Ziel?
Laurina lebte hier? Ist das ein Traumesspiel?
Nein, nein! Der Helm ist federleicht dem Kopf
entflogen,
Laurina ist mir nah. Der Alt' hat nicht gelogen.
(Sieht verwundert nach allen Seiten.)
Wie wird mir? Ha, in dieser Wildniß voller Graun,
In dieser Hütte wohnt die Göttlichste der Frau'n?
Blüht's Veilchen auch doch nicht am hohen Zeder-
stamme,
Die edle Perle wächst im tiefsten Meeresschlamme.
Laurina! Du – – du hier! — Ist das der Tugend
Lohn?
O komm, und nimm mein Herz, empfange mei-
nen Thron.
O komm, du Himmlische, die ich im Traum er-
blickte,
Du Wunderschöne, komm, die mich zum Gott
entzückte!
Wie lieblich schwebtest du in meinen Fantasie'n,
Ich sah ein Paradies um deine Schritte blüh'n!
Der edle Palmenwuchs, der Locken schwarze
Nacht,
Der Wange Rosenglut, der Stirne Lilienpracht,

Der Lippen süßer Ton, die seelenreiche Miene ...
Wo find' ich dich? — o wo? Erscheine mir, Laurine!

Ein altes Weib (kömmt, häßlich, bucklicht, in schlechtem Gewande.)

Wer ruft mich hier so laut?

Prinz.

O weh, welch ein Gespenst!

Alte (beiseite).

Er ist es, dessen Bild durch meine Träume glänzt.
O Gott! (Sie bedeckt sich das Gesicht.)
Er flieht vor mir.
(Schüchtern) Seid mir gegrüßt, Herr Ritter.

Prinz (beiseite).

Die ist weit schrecklicher, als draussen das Gewitter.

Alte.

Ihr riefet mich.

Prinz.

Wer? ich? Es kam mir nicht in Sinn.
Bleibt nur da drüben stehn, und sagt mir, wo ich bin?

Alte.

Ihr seid in meinem Haus, wo Noth und Armuth wohnen.
Kommt ihr mir beizustehn, so möge Gott euch lohnen.

Prinz.

Wer seid ihr?

Alte.

Eure Magd Laurina, wenn's gefällt.

Prinz (beiseite).

Laurina? Brr! das heißt nun doch verdammt geprellt!
Laurina? Sehr mir doch die alte Hexengabel!
Puh, statt der Nase führt sie einen Habichtsschnabel;
Ein Auge fehlt ihr ganz, das andre ist halb blind;
Der Runzeln hat sie mehr, als Tag' im Jahre sind.
Des mächt'gen Hökers Last auf ihrem krummen Rücken
Droht jeden Augenblick zu Boden sie zu drücken.

Alte.

Befehlet eurer Magd. Ihr seid vielleicht verirrt.
Ich führ' euch aus dem Wald, noch eh' es Abend wird.

Prinz.

Das läßt sich hören.

Alte.

Doch der Sturm ist nicht vorüber;
Das Wetter dauert fort; der Himmel wölkt sich trüber.

Prinz (beiseite).

Mein Unstern führte mich in den verwünschten Wald.
Doch lieber draussen noch, als hier bei der Gestalt!

Alte.

Wollt ihr ein wenig ruhn? Legt dort aufs Stroh euch nieder.
Es ist ganz frisch. Versucht's! Erquickt die müden Glieder.

Prinz (beiseite).

Nein, daraus wird nun nichts. In Sturm und Wind hinaus
Die ganze liebe Nacht, als bei der Hex' im Haus!

Alte.

Wär' ich doch nicht so arm! Könnt' ich euch nur bewirthen!
Ich selber habe nichts, als was von armen Hirten
In meiner Nachbarschaft ich mir von Tag zu Tag,
Mit großer Müh' und Noth, zusammenbetteln mag.

Prinz.

Mich hungert, das ist wahr. Denn seit zween Tagen
Reit' ich im Land umher mit einem leeren Magen.
Ich nehme schon vorlieb; bringt her, was euch gefällt,
Wenn's nur verdaulich ist — ich zahle baares Geld.

Alte.

Ein Stückchen schwarzes Brod und Milch in
saubrer Schale,
Das ist mein ganzes Gut. Ich geb' es gern ...

Prinz.

Ich zahle.

Alte.

Ach, wenn ihr zahlen wollt, so lauf' ich in die
Stadt,
Und kaufe, was man da von Leckerwaaren hat.

Prinz.

Wie weit ist's denn zur Stadt?

Alte.

Nicht weiter, als drei Meilen.
Allein, hier ist mein Wort, ich will mich recht
beeilen.

Prinz.

An Krücken eilt man schlecht. Ihr hinket ja sogar.
Wie alt seid ihr?

Alte.

Mein Herr, ich bin kaum zwanzig Jahr.

Prinz.

Wie? Zwanzig Jährchen kaum?

Alte.

Kaum zwanzig, wie ich sage.

Prinz.

Ganz recht. Man sieht's euch an. Gar albern war die Frage.
Die Weiber bleiben jung auch im eisgrauen Haar,
Und selbst nach siebzigen sind sie noch zwanzig Jahr.
Erreichen sie den Wendepunkt der Schönheitsfülle,
So heißts mit Josua: Nun, Sonne, steh' nun stille!

Alte.

Ihr spottet, gnäd'ger Herr. — Ach, meine Häßlichkeit . . .

Prinz.

Was sagt ihr auch! Ihr habt zuviel Bescheidenheit.

Alte.

O Herr, ich weiß es wohl, wie sollt' ich es verhehlen?
Daß mir der Jugend Schmuck, der Schönheit Zauber fehlen.
Ein hartes Schicksal ist's, das über mich gebeut.
Wünscht' ich je schön zu sein, wünscht' ich's vielleicht nur heut.

Prinz (beiseite).

Sie ist noch sehr galant.

Alte.

Ich wünscht' es euch zur Liebe,
Daß meine Häßlichkeit euch nicht zu schnell vertriebe

Prinz.

Zu gütig! Allzugütig!

(Beiseite) Bald wird mir's zu kraus.

Von Liebe spricht sie gar. Wär' ich zum Loch hinaus!

Alte.

Denn heut' erst fühl' ich's tief: der Mensch bleibt Mensch hienieden.
Und selbst vergänglich ist der Weisheit stolzer Frieden.
Was sag' ich Weisheit! Nein, es ist ein grober Wahn,
Daß man zum Lebensglück der Welt entbehren kann.
Da steh' ich Arme hier, einsam, verbannt, verachtet,
Gleich einer welken Blume, die in Wüsten schmachtet.
Man stößt mich schaudernd weg. Ich traure, man bleibt kalt.
Ich segne, und man flucht; denn — ich bin ungestalt.
Wär' ich ein Salomon, wer möchte mich verstehen?
Und opfert' ich mein Blut für fremdes Lebensglück,

Man würde selbst mein Blut und meinen Tod verschmähen,
Und stieße mich in meine Einsamkeit zurück.
Doch, Herr, verzeiht, daß ich mit meiner Klage,
Die ihr nur kaum begreift, euch zu beschweren wage.

Prinz.

Ihr thut mir wahrlich leid.

Alte.

Auch Mitleid schon erquickt.
Hätt' ich euch nie gesehn! nur nie im Traum erblickt?

Prinz.

He, was? Im Traum?

Alte.

Euch sah die leidende Laurine
Wie einen Engel, der erlösend ihr erschiene.
Ja, ganz so sah ich euch, wie ihr da vor mir steht,
In diesem Waffenschmuck voll stolzer Majestät.
Ihr reichtet mir die Hand, zu einem schönern Leben
Mich aus des Abgrunds schwarzer Tiefe zu erheben. — —
Es war ein Traum! — — —

Prinz (beiseite).

Ich glaube meinen Ohren kaum.
War das nicht Wort für Wort auch mein verwünschter Traum?

Alte.

Es pflegt erbarmensvoll im Traume, was das Leben
Verweigert, wohl ein Engel tröstend uns zu geben.
Doch still davon! — Der Hunger macht euch Qual.
Ich eil' und bring' euch jetzt mein dürftig Abendmahl. (Geht ab.)

Prinz (allein).

Zu arg ist doch zu arg! — Die Alte soll ich lieben?
Zwar ich verstehe Spaß; nur der ist übertrieben.
Ein Zauberer, der mich wohl gern verkuppeln will,
Treibt ganz gewiß mit ihr und mir sein tolles Spiel.
Meint der Herr Zauberer, ich habe einen Sparren?
Ich kehre wieder heim, und lasse mich nicht narren.

Zwar muß ich eingestehn, mein Hausprophet hat recht.
Er sagt' es mir voraus, sie sei von Abkunft schlecht.
Sei ohne Rang und Gut; sie sei selbst, sprach er, häßlich; — —

Doch die ist etwas mehr, sie ist vollkommen gräßlich!
Zwar weise mag sie sein. Doch, thut sich Weisheit kund,
Sie klingt am weisesten aus einem schönen Mund.
Und ihre Unschuld? — Gut, die bleib' in allen Ehren;
Ich meinerseits will sie in diesem Glück nicht stören.
Und ihre Tugend? — Wohl, von Güte überwallt
Ein menschenfreundlich Herz in dieser Mißgestalt.
Sie nimmt mich gütig auf; verzeiht, was ich gespöttelt;
Giebt mir den Bissen Brods, den sie für sich erbettelt;
Und will sogar, um mir was Beß'res zu ersehn,
Durch Regen, Wind und Sturm drei Meilen für mich gehn.

Das ist gar lobenswerth. Indeß muß ich bekennen,
Ich möchte darum sie nicht liebenswürdig nennen.
Im Himmel könnte sie vielleicht ein Engel sein;
Hienieden aber bleibt's ein garstig Mütterlein.

Verwünschter Streich! Ist dies das Ziel von meinen Mühen?
Mußt' ich dafür nach Süd' und Ost' und Westen ziehn,
Um ein Geschöpf zu sehn, mit dem man Vögel scheucht,
Vor dessen Anblick wohl der Gottseibeiuns fleucht?
Sucht' ich nach solcher Nas' umher in allen Fernen?
Seufzt' ich nach solchem Schielaug' einsam zu den Sternen?
Erklettert' ich darum die allersteilsten Höh'n,
Nur endlich solches Buckels Schreckenspracht zu sehn?

Hinweg von hier! — Es fängt mir an zu grausen.
Und mögen draussen auch zehntausend Wetter sausen,
Und was der Magen mir dagegen bellen mag,
Hinweg von hier, zur nächsten Stadt! Noch ist es Tag.

(Er will fort gehn.)

Laurina

(tritt ihm jugendlich schön entgegen, doch in der vorigen schlechten Kleidung; in den Händen Brod und Milch).

Mein Herr, hier Brod und Milch. Verschmähet nicht die Gabe.
Es ist, wie ich gesagt, das Einz'ge, was ich habe.

Prinz

(fährt betroffen zurück, reibt sich die Augen, und sagt nach einer Pause):

Was? — Schlaf' ich? — Wär' es Wahnsinn? Oder Zauberei?
Ich wache. Ja! Und doch, das ist nur Gaukelei!
Und *schlaf'* ich — o daß doch *der* Schlaf mir nie verschwände!
Ras' ich — o daß ich den Verstand *nie* wiederfände!
Denn — ja, Laurina *ist's*, die mir der Traum gezeigt;
Vor deren Schönheit sich die ganze Schöpfung neigt.
Ach! möchte hier — vor euch — anbetend auf den Knieen
Die trunkne Seele mir im schönen Rausch entfliehen!

Laurina.

O spottet nicht, mein Herr, der armen Bettlerin.

Prinz.

Ihr arm? — Wo prangte dann noch eine Königin?

Laurina.

Nur eurer Magd geziemt die Demuth, die ihr übet.

Prinz.

Nein, nein! und ja! — o ja, mit Strahlenschein
umgiebet
Sie euer heil'ges, wunderschönes Haupt!
Dies einfache Gewand, des letzten Schmucks beraubt,
Dies grobe Tuch, das euern zarten Leib umwebet,
Es stellt die Heil'ge dar, die in Verklärung lebet.
O, der entbehrt wohl leicht irdischen Prunkes
Tand,
Den die Natur so schmückt mit reicher Zauberhand.
Sie hat mit einem ganzen Frühling euch umfangen,
Ihr schönstes Morgenroth goß sie auf eure Wangen.
Und wie der Sonnenstrahl in stolzer Herrlichkeit
Auf die verjüngte Welt des Thaues Perlen streut;
So lockt der Himmelsglanz von euern schönen
Blicken
In fremde Augen Thränen voll Entzücken.

Laurina.

Steht auf! (Sie erhebt ihn.)

Prinz.

So kniet und betet noch mein Geist.

Laurina.

O wüßtet ihr, wie schnell, was ihr jetzt an mir preis't,
Von mir verfliegt, wie nichtig Schönheit wäre:
Ihr, o mein Herr! erwieset mir geringre Ehre.
Denn jenes alte Weib, das eben euch verließ ...

Prinz.

O sagt mir nichts! Es war der Belzebub gewiß.

Laurina.

Mit nichten, das war ich.

Prinz.

Bei meiner armen Seele,
Vorn glich es einer Hex' und hinten dem Kameele.

Laurina.

Das war ich.

Prinz.

Nimmermehr! Denn wie es zu mir kam,
Am linken Auge blind, am rechten Beine lahm ...

Laurina.

Ich war's; und was noch mehr, eh' Augenblick' vergehen,
Herr Ritter, werdet ihr mich abermals so sehen.

Prinz.

Nein, lieber legt' ich mich sogleich zur ew'gen Ruh!
Verdammt! So geht es nicht mit rechten Dingen zu.
Der Teufel treibt sein Spiel. Doch von der Macht des Bösen — —
Hier ist mein Ritterwort! — ich werde euch erlösen.
Sagt mir nur an, womit? und wo? und was?
Sturm auf die Hölle? — Seht, für euch ist mir das Spaß.

Laurina.

Wollt ihr in Ruhe jetzt dies kleine Mahl verzehren,
So sollet ihr indeß mein ganzes Schicksal hören.

Prinz (setzt Milch und Brod auf die Bank).

O, welch ein köstlich Mahl von schöner Hand geweiht!
Säh' mich ein Crösus hier, ihn peinigte der Neid.

Laurina.

So hört. — Damit ich meine Herkunft kurz berühre,
Ich bin die Tochter des Sultans von Kaschemire,
Der sich durch Tapferkeit empor vom Staube rang,
Und aus der Niedrigkeit zum Kaiserthrone schwang.
Ich war sein einz'ges Kind. Ich ward durch gute

Feen

Zu ihrem Lieblinge schon in der Wieg' ersehen.
Sie gaben mir Verstand und Witz und äuss're Zier;
Kurz, was ein Mädchen eben wünscht, sie gaben's mir.
Kaum war ich vierzehn Jahr, so schwärmten, wie die Bienen,
Die reichsten Prinz' herbei, um meine Hand zu dienen;
Schrie'n mir die Ohren voll von ihrer Liebespein;
Behaupteten, ich hätt' ein Herz von Kieselstein,
Und drohten, sich verzweiflungsvoll den Tod zu geben.
Ich blieb ein Kieselstein; und jeder — blieb am Leben.
Denn jeder, wie's so geht, trieb doch nur Heuchelei,
Und keiner fühlte wohl, was w a h r e Liebe sei.
Der Eine wollte nur um meinen Reichthum werben;
Der Andre meines Vaters Kaiserkrone erben;
Der Dritte liebte blos aus fader Geckerei,
Nur zum Beweis, wie er unwiderstehlich sei;
Der Vierte schätzt' an mir der Jugendtage Flittern ...
Genug, mein Herr, wohl keiner von den Ritte[n]
Wie's nun dergleichen dutzendweise giebt,

Hat um mein selber willen mich geliebt.
Ich aber schwor beim Heiligsten auf Erden:
Nie soll mein Herz ein Opfer fremder Zwecke
werden.
Wer bei Laurinen nur auf Aussendinge sieht,
Wer nur für meinen Rang, für meinen Reichthum glüht,
Wer nur den Jugendreiz, der wen'ge Jahre währet,
An mir, und anders nichts, als diese Flittern
ehret,
Wer mich nicht liebt, wär' ich auch häßlich, arm,
verkannt,
Der hat mich nie geliebt, dem wird nie meine
Hand.
So wies ich alle ab die zuckersüßen Herrchen,
Und jeder ging und sprach: „Laurina ist ein
Närrchen!“
Doch unter meinen Freiern war,
Zum größten Unglück, auch der Fürst von Kandahar;
Ein stolzer Mann, der es nicht gern verschmerzte,
Daß ich mit seiner Liebe scherzte.
Und drohte Rache; sprach von seiner schwarzen Kunst,
Ich an seinem Zauberring. Ich hielt's für blauen
Dunst.

Und als er eines Tags zu meinen Füßen flehte,
Und ich zum zehntenmal sein schwarzes Herz verschmähte,
Sprang er, wie rasend, auf, mit flammendem Gesicht,
Und schrie: „Nein, ungestraft verschmähest du mich nicht!
„Und thut es dir so wohl bei deinem Eigensinne,
„So geh denn hin, und werde häßlich, wie die Spinne;
„Geh, werde ärmer, als das ärmste Bettelweib.
„Verachtung sei dein Loos, der Gram dein Zeitvertreib!
„Dann warte, Thörin, zu, ob einer sich bequeme,
„Daß er dich, weil du's bist, zu seinem Weibe nehme.
„Dann sieh, wenn alles fehlt, was Rang und Schönheit giebt,
„Ob dich um deiner selbst ein Sterblicher noch liebt?“
Er sprach's. — Wie Donner klang des Bösewichtes Stimme.
Ohnmächtig sank ich hin, zermalmt von seinem Grimme.

Prinz.

In seinem schwarzen Blute büß' es der Barbar!
Wär' er der Satan selbst - - - - wie weit ist
Kandahar?

Laurina.

Mir ward so bang' und weh, ich kann es euch
nicht sagen;
Ich fühlte durch die Luft mich fliegend fortge-
tragen.
Und als ich mich besann, lag ich nicht weit von hier,
In diesem wilden Wald, vor dieser Hütte Thür.
Mein fürstliches Gewand war widerlich veraltet,
Mein ganzer Leib erschien zum Gräuel umgestaltet.
So habt ihr mich gesehn — so werd' ich wieder sein.
Nur in der Hoffnung, mir, wo möglich, größre
Pein
Zu machen, giebt er mir für wen'ge Augenblicke
An jedem Tag die vorige Gestalt zurücke.
So sehet ihr mich jetzt. Den Schmerz tief zu
erneu'n,
Soll gegenwärtig stets mir das Verlorne sein.
Die Zeit pflegt sonst ja wohl des Unglücks Macht
zu brechen,
Mir soll Gewohnheit nie den alten Kummer
schwächen.

Der Wütherich! Er irrt! Zwar ist mein Schicksal
schwer;
Doch trag' ich's stolz, und bin noch glücklicher,
denn er!

Prinz.

Laurina! Herrliche! So schwer, so unverschuldet,
So hohen Muths hat noch kein Sterblicher geduldet.
Dein Schicksal treff' auch mich; dein Elend
werde mir;
Würd' ich an Seelengröß' und Kraft nur ähnlich dir!
O du, für die ich längst in meinen Träumen
brannte,
Du, die mein liebend Herz längst seinen Abgott
nannte,
Erlaube, daß in dieser wilden Wüstenei
Ich der Gefährte deiner Jammertage sei.
Und zögst du vor, mein Loos mit mir zu theilen,
Laß uns hinweg von hier zu meiner Heimath eilen.

Laurina.

Darf ich mich euch vertrau'n? — O ja. Mein
Glaube spricht's.
Dürft ihr euch selbst vertrau'n? — Wie?
Ihr antwortet nichts?

Prinz (nachdenkend).

Mir selbst vertrau'n? — Nun ja, ich bin ein wenig flüchtig,
Zumal in Sachen des Geschmackes. Das ist richtig.
Bekenn' auch gern, daß mich der Reiz, der jetzt euch schmückt,
Mehr als vorhin das wüste Hexenbild entzückt.
Allein, nicht dieser Reiz hat mich an euch gebunden;
Ein Andres fesselt mich, was ich noch nie empfunden.
In euerm Leben wohnt mein Heil, mein ganzes Sein;
Nichts bin ich mehr in mir, Alles in euch allein.

Laurina.

Ach, täuscht mich nicht. Wenn nun der Zauber wiederkehrt,
Und das an mir, was die Natur verlieh'n, zerstört;
Wenn statt der Jungfrau — ach, im nächsten Nu vielleicht —
Ein häßlich-altes Weib an eurer Seite keucht? ...

Prinz.

So denk' ich: Gut! Laurinens reine schöne Seele
Vertauschte den Pallast mit einer schwarzen Höhle;

Sie legte nur von sich das Brautgewand voll
Pracht,
Und kömmt für ein'ge Zeit in alter Weiber Tracht.
Oder ich denke mir, ihr wäret nicht zu Hause;
Ihr wär't an einem Ball, zu einem Hochzeits-
schmause,
Auf einer kleinen Reise, und dergleichen mehr;
Und freue mich indessen eurer Wiederkehr.

Laurina.

Ich zweifle nicht. Der Mensch kann, was er
will, ertragen,
Nur das nicht immer, was — — die Leute von
ihm sagen.
Wie mancher, dem wohl sonst vor Noth und Tod
nicht graut,
Fährt, wenn man's Näschen rümpft, vor Zorn
aus seiner Haut:
Drum laßt mich hier, um euch Verdruß zu sparen.
Denn reis't ich mit euch heim, wie würd' es euch
ergehn!
Ein jeder würde doch die Braut des Fürsten sehn,
Und hören wollen und erfahren,
Ob' auch der Mühe lohnte, tausend Meilen weit
Herbei zu holen solche Seltenheit? — —

Und sähe man mich dann, verwelkt und voller Runzeln,
Vor Alter blind und lahm, in meinem grauen Kopf:
Wie boshaft würden da die Leutchen alle schmunzeln,
Und sprechen: „Unser Prinz ist doch ein ganzer Tropf!"
Nein, laßt mich hier. Ich spar' euch das Erröthen,
Gewiß, euch würden Scham und Reu und Aerger tödten.

Prinz.

Mit nichten! Ich bin Herr und Fürst in meinem Land!
Weh dem, der das nicht lobt, was ich preiswürdig fand!
Was mir gefällt, ich schwör' es euch, muß allen
Den Leuten groß und klein von Herzensgrund gefallen.
Den wer regiert, der hat Geschmack, Witz und Verstand;
Bei andern Leuten ist das bloße Contreband.

Laurina.

Das Häßliche wird man doch nie für reizend halten.
Die Lüge kann kein Fürst zur Wahrheit umgestalten.

Prinz.

Pah! Falsch und wahr! Was euch und mir belieben kann,
Erklär' ich offiziell. Und jeder glaubt daran.
Für den Baron und Graf, für Schneider und für Schuster
Ist immerdar der Hof das einz'ge gute Muster.
Was da getrieben wird, verlaßt euch drauf, gefällt,
Und wär' es noch so arg, ganz sicher aller Welt.
Bemerkt man, daß ihr schielt: sogleich wird Jeder schielen;
Geht ihr ein wenig krumm, kriecht Alles auf den Dielen;
Tragt auf dem Rücken ihr die Dromedarenlast,
Wünscht jedes Mädchen sich gewiß solch einen Ast.
Genug, was das betrifft, da macht euch keine Sorgen.
Gebt mir die schöne Hand, und — wir verreisen morgen.

Laurina (giebt ihm die Hand).

Nicht ich — mein Schicksal selbst giebt mich in eure Macht.

Prinz.

Wie selig fühl' ich mich! — Ein neues Leben lacht
Mich aus der Zukunft an. Ich habe überwunden!
Das Ziel der Sehnsucht ist, der Himmel nun gefunden.
Laurin', ich bet' euch an. Ich lieb' euch immerdar,
Ich lieb' euch, trotz dem Fluch des Fürst von Kandahar.
Und wandelt' er euch um zum ärgsten Ungeheuer:
Laurin', ich schwör' es hier! — ihr bleibt mir dennoch theuer.

Laurina (gerührt).

So log die Hoffnung nicht in meiner Träume Spiel,
Ich bin geliebt! — Es ist der Seligkeit zuviel!
Nur nicht verzagt, und mag das Schicksal auch noch wüthen,
Und bräche jeder Morgen düster an;
Den Schmerz der Dornen auf der Lebensbahn
Weiß auch der Himmel zehnfach zu vergüten!
Mein Aug' ist thränenvoll, und meine Kniee wanken.

Es ist zuviel! Laßt mich! — Dem Gotte muß ich danken,
Der meiner sich erbarmt. Ich bring' ihm am Altar
Zum ersten Opfer diese Freudenthräne dar.

(Geht ab.)

Prinz (allein).

Sie liebet mich, die Himmlische, die Eine!
Sie liebet mich, die Tugendhafte, Reine!
Den froheſten von allen Göttern gleich' ich heut;
Nichts fehlt zu meinem Glück, als eine Ewigkeit.
Wie schön, wie gut sie ist! Es strahlt in stiller Feier
Ein Engelsgeist durch ihrer Mienen zarten Schleier.
Was sie berührt, wird schön, das Schlechteste voll Werth.
Ich selber fühle mich durch ihren Blick verklärt.
Ihr ganzes Wesen ist Unschuld, Natur und Wahrheit,
Und was sie denkt und spricht, begegnet uns voll Klarheit.

Wie dürftig neben ihr steht unsre Damenwelt,
Wo manches Närrchen sich für eine Göttin hält,
Wenn es, wie's Mode ist, mit seinen Lappen tändelt,

Wenn es mit Flitterzeug den leeren Kopf umbändelt,
Das Herz mit Stahl und Fischbein verpallisadirt,
Damit das Herzchen nicht — ein Geck zu schnell entführt.
Hinweg mit diesen Gliederpuppen, nur zum Spielen
Geschaffen, nicht zu edleren Gefühlen!
Warum, Laurina, lässest du mich hier allein?
Was säumest du? O komm in deinem Heil'genschein!
Du Wunderbare, komm, laß mich aus deinen Augen
Noch einmal alle Seligkeit des Himmels saugen.
Das Leben ohne dich, wie öde ist's, wie arm!
Sie kömmt! Ich höre sie!

Laurina (kömmt als altes Weib).

Prinz (zurückprallend).

Ach, daß sich Gott erbarm'!

Laurina.

Der Fürst von Kandahar erneut die alte Wunde.
Mein Prinz, bleibt ihr euch treu auch in der Prüfungsstunde?
Darf ich mich euch vertrau'n? — O ja, mein Glaube spricht's.
Dürft ihr euch selbst vertrau'n? — Wie? — Ihr antwortet nichts?

Prinz.

Geduld nur, o Geduld! Holdseligste der Schönen,
An euern neu'sten Reiz muß man sich erst gewöhnen.
Ich lieb' euch. Freudig ruft sein „Ja!“ das Herz. Allein
Die Augen weigern sich, verzeiht, und sagen: „Nein.“
Das Herz vergißt sehr gern die äusserlichen Mängel,
Es liebt mit Hochgefühl in euch allein den Engel;
Die Augen aber widersprechen trotziglich:
„Wie, Prinz, in deine Großmama verliebst du dich?“ — —
Was ist zu thun?

Laurina.

Ei nun, so denkt: Laurinens Seele
Vertauschte den Pallast mit einer schwarzen Höhle;
Sie legte nur von sich das Brautgewand voll Pracht,
Und kömmt für ein'ge Zeit in alter Weiber Tracht.
Gut, oder denkt euch nur, ich wäre nicht zu Hause;
Ich wär' an einem Ball, an einem Hochzeitsschmause;

Auf einer kleinen Reise und dergleichen mehr,
Und freuet euch indessen meiner Wiederkehr.

Prinz.

Ich fühle diesen Spott.

Laurina.

Ich wollt' euch doch nicht kränken.

Prinz.

Trotz dem — — ich muß in vollem Ernst mir so was denken,
Um mich zu trösten. Denn dies gräßliche Gesicht . .
Und Liebe fühlen — seht, das geht nun einmal nicht.

Laurina.

O Prinz! Ich zittre! — Habt ihr euch und mich belogen?
Noch hör' ich euern Schwur; ist er so bald verflogen?
Ich Unglückselige! Wie traut' ich doch so leicht
Dem Manne, der zuletzt nur allen Männern gleicht!
Schwört's jeder, unsre Tugend habe ihn gefangen,
Und welche Tugenden? Es sind zwei rothe Wangen.
Und wer denn in der That nicht unsre Jahre zählt,
Der hat nicht unser Herz — nein, unser Geld gewählt.

Das Weib nur lebt und webt in zärtlichen Gefühlen;
Der Mann weiß nichts davon; will glänzen nur und — spielen.
Die Selbstsucht ist sein Gott. Dem opfert er die Welt;
Aus Selbstsucht wird er Philosoph und Mönch und Held;
Aus Selbstsucht liebt er auch; nicht Andre, nein, in allen
Sein eignes, liebes Selbst. Nur das will ihm gefallen.
O Prinz, auch ihr! o daß ich's sagen muß, auch ihr! — —

Prinz.

Ihr irret euch. — Allein was kann ich nun dafür,
Daß, während dieses Herz Mitleid und Liebe rühren,
Vor euerm Aussenwerk die Augen retiriren?
Im Grund' hat jedes Recht, das Auge wie das Herz.
Doch, ehrlich unter uns, bei Seite allen Scherz!
Darf ich den Augen mich zu sagen unterfangen:
Ihr trüget Ros' und Lilien auf den gelben Wangen?
Der krumme Nacken da wär' griechischer Natur?
Auf euerm Rücken dort nicht eines Hügels Spur?

Die Habichtsnase, die den Mund euch überschattet,
Sie sei mit Grazie und Würde ausgestattet?

Laurina.

O Prinz! Fürwahr, und wärst du häßlicher, als ich,
Hätt' ich dich je geliebt, ich liebt' auch dann noch dich.
Auch dich wird einst die Hand der Jahre umgestalten;
Bestreu'n dein Haupt mit Schnee, das Angesicht mit Falten —
Auch dann noch lieb' ich dich! — Ach, daß ich's nicht verschwieg!
Ich liebe dich! Nun ja! Sei stolz auf deinen Sieg!
Du lebtest lange schon in meiner Träume Spielen,
Ich athmete für dich in zärtlichen Gefühlen.
Leicht ward mir durch der Liebe himmlische Gewalt
Mein trauriges Geschick ....

Prinz (beiseite).

Da wird mir heiß und kalt.

Laurina.

Wie, Prinz, ihr schweigt? — O hätt' auch ich geschwiegen!
Ich bitt' euch, redet doch! Ein Wort nur!

Prinz (höflich).

Mit Vergnügen.

Laurina.

Werft mir mein Loos, ich nehm' es, sei es, wie sei.
Was ihr von Liebe spracht, war nichts, denn Heuchelei,
Denn kalte Höflichkeit - - entscheidet ohne Zaudern,
Entscheidet mein Geschick!

Prinz.

Ich liebe euch mit — — Schaudern.

Laurina (schmerzlich).

Es ist vorbei! Ihr täuschtet mich und euch.

Prinz (beiseite).

Sie jammert mich. Und doch - - - 's ist ein verruchter Streich!
Könnt' ich den Fürst von Kandahar ein wenig packen,
Wie würd' ich ihn zermalmen und zerhacken!

Laurina.

Ihr habet nie geliebt. Euch zog nur Sinnlichkeit.
Ihr kennet kein Gefühl, als Männer-Eitelkeit. —
Es kehrt mein Stolz zurück. — Vergeßt, was ich gesprochen.

Prinz.

Ihr zürnet mir. Nicht doch! Was hab' ich denn verbrochen?
Ihr könnet nicht dafür, daß ihr jetzt häßlich seid,
Und ich noch weniger, daß mich so was — nicht freut.
Drum schlag' ich lieber vor, daß wir, zum wahren Zeichen
Der Freundschaft, beide uns in Güte hier vergleichen.
So lange Reiz und Jugend euch entwichen sind,
Halt' ich die Augen zu, und liebe euch recht blind.
Ich bilde mir nun ein, ihr ständet in der Fülle
Der Anmuth vor mir da, in jener Engelshülle,
In jener unnennbaren Lieblichkeit,
Mit welcher ihr vorhin mir noch erschienen seid.
Mag ich mir immerhin die Augen doch verschnüren,
Was könnet ihr dabei, und was denn ich verlieren?
Und hört der Zauber auf, und seid ihr wieder schön,
So sagt's mir nur, und ich — gleich kann ich wieder sehn.

Laurina.

Es ist genug des Spotts. Ihr beuget tief mich nieder.
Es ist genug! Lebt wohl. Nie sehen wir uns wieder.

Prinz.

Unmöglich! Nein, verzieht nur einen Augenblick;
Zerstöret nicht im Zorn mein ganzes Lebensglück!
Ich lieb' euch, — nämlich — wenn — selbst ...
Die verdammten Augen!
Sie wollen schlechterdings mir in den Kram nicht taugen.
O selig ist der Mann mit Augen, die nicht sehn;
Für den sind selber noch Urältermütter schön! —
Laurina, könnt' ich den gottlosen Zauber heben,
Könnt' ich die wirkliche Gestalt euch wiedergeben,
Seht, eure Häßlichkeit — froh tauscht' ich mir sie ein;
Ihr würdet wieder schön, ich würde glücklich sein.

Laurina.

Herr Ritter, hütet euch! Der Wunsch ...

Prinz.

Geht mir von Herzen:

Laurina.

Ihr wißt nicht, was ihr sagt.

Prinz.

Ich pflege nicht zu scherzen.

Laurina.

Ach, nähm' ich es für Ernst ...

Prinz.

Gut, haltet mich beim Wort.

Laurina.

Zum Beispiel, seht ihr wohl den alten Brunnen dort?

Prinz.

Ganz hell und klar. Er springt aus sieben vollen Röhren.

Laurina.

Dort ist des Zauberers Verwünschung zu zerstören.

Prinz.

Wie? Etwa, wenn man leer den ganzen Brunnen trinkt?
Und seid ihr wieder jung und reizend, wenn's gelingt?
Ich habe Höllendurst. Bei meinem armen Leben - -

Laurina.

Vernehmet, welche Macht dem Brunnen ward gegeben.

Am Unglückstag, da mich der Fürst von Kandahar
Hieher gebannt, wünscht' ich, was sehr natürlich war,
Den Tod mir, raufte voll Verzweiflung mir das Haar, —

Ich hätt im blinden Schmerz das Leben mir genommen,
Wär' nicht ein bess'rer Geist zu meinem Trost gekommen.

Vom Jammer ganz erschöpft lag ich im Walde da,
Und winselte, als mir, ich weiß nicht wie, geschah.
Ich sah den Himmel ganz von Purpurflammen glühen;
Der weite Wald erklang von seltnen Melodien,
Ein jedes Blatt am Baum ward zur Harmonika,
Und jeder Grashalm stand voll Diamanten da.
Und durch die Lüfte schwamm von Rosenwolken getragen,
Von sieben Tauben bespannt, ein goldenstrahlender Wagen,
Und wie die Liebe schön saß eine Frau darin.
Es war Titania, die Elfenkönigin.
Sie hielt den Wagen an. In mitleidsvoller Miene
Sah sie herab auf mich, und sprach: „Getrost, Laurine!
„Zwar nicht mein Götterwort, nicht Oberons Lilienstab
„Nimmt die Verzauberung, du Arme, von dir ab

„Doch was Unsterbliche nicht vollbringen,
„Das kann der Liebe wohlgelingen.
„Sieh drüben unter dem Rosendorn
„Den siebenarmigten Wasserborn!"
— Und wie die Göttin sprach, sah ich gleich silbernen Blitzen
Die sieben Quellen dort in hohen Kreisen spritzen. —
„Ist's möglich", fuhr sie fort, „daß dich ein Rittersmann
„Mit reinem Sinn und ohne Selbstsucht lieben kann,
„Ein Mann, entschlossen, für dich das schwerste Stück zu wagen ..."

Prinz.

Ha, das bin ich!

Laurina.

„Selbst deine Häßlichkeit zu tragen:
„Der kann vom Zauber dich wieder befrei'n,
„Und deine Jugendgestalt für immerdar erneu'n.
„Des Fürsten von Kandahar Bannflüche sind gelöscht,
„Wenn sich ein solcher Mann in jenen Quellen wäscht.
„Kaum mag das Wasser seine Finger nur berühren,

„Wird er an sich, was du jetzt bist, verspüren:
„Alt werden, krumm und lahm, sein Haar ergraut und wild,
„Mit einem Wort, dein volles Ebenbild.
„Von dir hingegen ist nach wenigen Sekunden
„Der Zauber und die Häßlichkeit verschwunden."
So sprach sie.

Prinz.

Sprach sie so?

Laurina.

Nun, mein Herr Ritter, seht,
Was denkt ihr da zu thun?

Prinz.

Was sich von selbst versteht.

Laurina (ungläubig.)

Mit einem Heldenstück vielleicht mich überraschen.

Prinz.

Ein Heldenstück, fürwahr, ein großes! Sich zu waschen!
Den Augenblick will ich ...

Laurina.

Zum Brunnen?

Prinz.

Schnurstracks hin!

Laurina.

Habt ihr' auch recht gehört?

Prinz.

Die Elfenkönigin
Wird, hoff' ich, allerdings ihr Ehrenwort euch halten,
Und euch zur lieblichen Laurina umgestalten?

Laurina.

Ich zweifle nicht.

Prinz.

So steht mein Leben zu Gebot.

Laurina.

Ach, Prinz, das kleinste aller Uebel ist der Tod.
Doch leben, elend leben, jämmerlich verderben
In unverdienter Schmach, o das heißt mehr, als Sterben.
Dies wäre euer Loos. Die Quelle machte euch
Zur Mißgestalt — seht her, sie machte euch mir gleich.

Prinz.

Was liegt daran? Ich will nicht oft den Spiegel schauen.
Und wenn nur dann mich noch die Reizendste der Frauen

Des Mitleids und des Danks, der Liebe würdig hält,
Bin ich der schönste Mann in dieser schönen Welt.

Laurina.

Wie aber, wenn alsdann die Gegenlieb' verschwände?
Wenn dann die Reizendste der Frau'n
Bei euerm Anblick blos noch Graun,
Statt frommer Dankbarkeit, empfände?

Prinz.

Dann wär' ich elend; ja. Doch sei dem, wie ihm sei,
Ich gebe, weil ich muß. Ich bin ja nicht mehr frei.
Und ob ein Zauberspruch zum Drachen mich verkehre —
Für eure Rettung ist's! Mich rufen Pflicht und Ehre.

(Will gehn.)

Laurina (hält ihn ängstlich).

Unmöglich! Bleibt!

Prinz.

Wozu?

Laurina.

Das Opfer ist zu groß.

Prinz.

Die Liebe will's. Ade! Geworfen ist mein Loos.
(Ab.)

Laurina (allein).

Unglücklicher! — Er geht! — Schon naht er sich
der Quelle.
Weh mir! Wie rett' ich ihn von seines Todes
Schwelle?
(ihm nachrufend)
O Prinz! Kehrt um! — Prinz, nehmet euch in Acht!
Es war ein Mährchen, nur zum Scherz von mir
erdacht!
— Umsonst. Er hört mich nicht. Ich seh' ihn —
o Entsetzen!
Schon in des Brunnens gift'gem Strom die
Hände netzen.
(Wendet sich ab und verhüllt das Gesicht.)
Es ist geschehn! — Das große Opfer ist vollbracht.
Er hat mich frei — ich habe elend ihn gemacht.
Was kann mir Jugend nun, was kann mir Schön-
heit helfen?
Hab' ich nicht, was ich liebte, selbst zerstört?
Rett' ihn, Titania, du Königin der Elfen,
Ohn' ihn ist dein Geschenk für mich von keinem
Werth.

Welch ein Verhängniß! Soll ich nimmer Frieden finden?
Warum muß mir das Ziel, wenn ich's berühr', entschwinden?
Warum, wenn mir das Glück den Kranz der Freude reicht,
Find' ich die Dornen nur, die Rosen abgebleicht?
Den Fluch von Kandahar, ich konnt' ihn fröhlich tragen.
Wer hörte mich um die geraubte Jugend klagen?
Ich trug mein Elend stolz. Ich trug es noch allein.
Ein Andrer nimmts — und häuft damit nur meine Pein.

Wer ist der Fremdling dort? — Mit ungewissem Schritte
Naht er gebeugt und ernst sich langsam dieser Hütte.
Hilf Himmel! Ist's der Prinz? — Unmöglich! O es bricht
Mein Herz. — Er ist's! Der Anblick ‥‥ ich ertrag' ihn nicht.

(Geht ab.)

Prinz
(alt und ungestaltet, mit grauem Haar und Bart).

Wie wär's denn nun? — Bin ich ein Andrer? —
Muß ich hinken?
Es scheint mir nicht. Und doch will mich es fast
bedünken,
Als wollt's da mit den Beinen nicht ganz lebhaft
gehn.
Seht, wie die Narren schief und gabelförmig steh'n!
In Zukunft, merk' ich wohl, brauch' ich für das
Paar Zinken,
Wenn ich lustwandeln will, mehr Platz zur Recht'
und Linken;
Sonst giebt's bei jedem Tritt mit einem Nachbar
Streit.
Ei nun, das macht sich schon. Die Welt ist ziem-
lich breit.
Was aber schwebt mir da beständig vor den
Blicken?
Ich blas' und schlag', es will nicht von der Stelle
rücken. —
(Er faßt seine Nase.) —
Was ist das? Fleisch und Bein von meinem
Fleisch und Bein?
Die Nase? Nimmermehr! Das muß ein Rüssel sein.

O aller Nasen Nas.! O wunderbare Gabe,
Die ich zum Lohn der Liebe eingeärntet habe!
Ganz recht. Wohl mancher junge Herr zog schon
Aus fremden Händeln, wie ich, mit langer Nas' davon,
Daß er fortan, will ihn der Vorwitz necken,
Zur guten Zeit den Unrath mög' entdecken.
Prinz Ypsilon, statt unter Lorbeern kannst du nun
Im kühlen Schatten deiner Ehren-Nase ruhn.

(Dreht sich schnell um.)

Wer da? — Was giebt's? Wer da? Wer ist denn hinter mir?

(Betastet sich den Rücken.)

Holla! Was fühlt man da? Was wächst so mächtig hier?
Fürwahr, ich bin doch heut auch fruchtbar ohne Gleichen.
Ein neuer Zuwachs. Oh! ich kann ihn kaum erreichen.
Ein Hügel! — Was? ein Hügel? Nein, ein Riesenberg,
Dagegen ist der hohe Libanon ein Zwerg.
Verdammt! — — Nun, soll ich mich darum mit Grillen plagen?
Was sich nicht ändern läßt, soll man gelassen tragen.

Die Fracht dahinten, und die Nas' im Angesicht,
Behaupten unter sich ein herrlich Gleichgewicht.

Laurina (kömmt, alt wie vorher.)

O Himmel! Wie entstellt! Ich kann euch kaum
erkennen.

Prinz.

Vielleicht wirst du mich nun dein Großpapachen
nennen.

Laurina.

Weh; welche Mißgestalt! Sie klagt mich ewig an.
Das leidest du allein für mich, du edler Mann.

Prinz.

Jetzt bin ich deiner werth. Einst wünscht' ich's ja
so sehnlich.
Ich bin zum wenigsten dir auswärts ziemlich
ähnlich.
Weg Gram und Schmerz! In dieser Einöd',
offenbar,
Wo niemand wohnt, sind wir das schönste Paar.
Wenn deine Liebe nur mich liebenswürdig findet,
Wenn nur dein Auge mir Zufriedenheit verkündet,
Bin ich durchaus versöhnt mit Buckel, Nas' und
Bein,
Und dünke mich der schönste Liebesgott zu sein.

Laurina (traurig zum Hintergrund gehend).

O Schicksal, kann dich so viel Tugend nicht bewegen?
Mit welchem Frohsinn trotzt er deinen schwersten Schlägen!
Wer hat je so geliebt, so groß, so treu, wie er?
Und warum büßt er, gleich Verbrechen, dies so schwer?
Titania, du holde Königin der Feen,
Wo du auch weilen magst, vernimm Laurinens Flehen:
Laß mir mein voriges Geschick,
Und gieb dem edeln Mann, was er verlor, zurück.

Prinz (geht zu ihr).

Warum so fern? Es scheint beinah, daß wir die Rollen,
Seit ich verwandelt bin, nun auch vertauschen wollen.
Das wär' vom Zauberer kein allzufeiner Streich;
Ihr fliehet jetzt vor mir, wie ich bisher vor euch.

Laurina.

O nein, geliebter Fürst, trotz allem Zauberwesen
Find' ich dich schöner noch, als du vorher gewesen.

Prinz.

He? — Schöner? — Stellt euch doch auf diese Seite her;
Ich höre mit dem linken Ohr ein wenig schwer.

Laurina.

Ja, schöner!

Prinz.

Gut, ich will den Glauben euch nicht wehren.
Allein, wie wird's, wenn eure Reize wiederkehren,
Wenn sich kein irdisch Weib mit euch vergleichen kann:
Wie meinet ihr, wie geht's mir armen Krüppel dann?

Laurina.

Und böte man mir da der Welt gesammte Kronen,
Ich nähme sie, um dich, du Einz'ger, zu belohnen.
Und wär' ich noch so schön — ich wär' es nur für dich.

Prinz.

Vortrefflich! Doch das Weiberherz ist wunderlich.
In dieser Wüste zwar — das muß der feinste Kenner
Mir eingestehn — bin ich der schönste aller Männer.
Es ist kein andrer da. Allein, allein, allein —

Wenn's andre giebt, wie wird da Alles anders sein!
Da würd' es an Vergleichungspunkten dann nicht
fehlen.

(Er deutet auf seinen Rücken.)

Zum Beispiel, diesen Punkt könnt' ich nicht
wohl verhehlen;
Nicht meiner Beine schiefen Zirkumflex;
Nicht im Gesicht das nasenartige Gewächs.
Wenn schöne Jünglinge anbetend euch umringen,
Auf ihren Knieen euch des Lobes Weihrauch
bringen:
Könnt ihr gefühllos sein? Wahrhaftig, denkt an
mich,
Das Herz der schönen Frau'n ist oft gar wunderlich.

Laurina.

Nein, nimmermehr. Vergäß' ich jemals dieser
Liebe,
Wünscht' ich mir tausendmal, daß ich verkrüp-
pelt bliebe!

Prinz.

Das eben möcht' ich nicht. Schön wünscht' ich
euch zwar gern,
Doch mich und euch von andern Ehrenleuten fern.
Was hindert uns, daß wir in diesem Walde
bleiben,

Und da im Stillen Patriarchenwirthschaft treiben?
Die Hütt' ist groß genug für ein vergnügtes Paar,
Und ist sie gleich von Holz, sie hält noch manches Jahr.
Denn ich, seht mich nur an, darf sogestaltermaßen
Mich doch bei mir zu Land nicht wieder sehen lassen.
Wer würde mich wohl kennen? — Niemand, o kein Hund.
Und sagt' ich, wer ich sei, man prügelte mich wund.
Man sperrte mich ins Loch. Man würde mich nicht hören,
Ich möchte fluchen oder schwören.
Drum, denk' ich, wählen wir das allerbeste Theil,
Und hausen hier uns ein, so bleibt mein Rücken heil.

Laurina.

Du opferst Glück und Thron. Was kann ich dafür geben?
Gebiete über mich; denn dir gehört mein Leben.

Prinz.

Der Liebe wird ein armes Strohdach zum Pallast;
Der Mangel Ueberfluß; die Freude ist ihr Gast.
Wer liebt, bedarf nichts mehr von diesem Weltgetümmel,

Er schmaust Ambrosia, er tanzet schon im Himmel.
Die Dichter haben es zum wenigsten gesagt;
Es kömmt nun darauf an, daß man Versuche wagt.

Laurina.

O, könnte Liebe dir, was du gethan, vergüten,
Sie kränzte dir das Haupt mit ihren schönsten
Blüthen;
Sie schüfe zum entzückenden Elysium
Dir diese menschenlose, finstre Wildniß um.
Und du Fürst Kandahars, der du mich einst im
Hohne
Aus meines Vaters königlicher Burg verstieß:
Blick' her, du bist besiegt! Die Liebe bot zum Lohne
In deiner Wüstenei mir selbst ein Paradies.
Wie lange soll dein Zauber aber an mir währen?
Du bist besiegt! — Erfüllt ist dein Begehren!

(Der Prinz und Laurina sinken einander in die Arme. Es rollt plötzlich ein anhaltender Donner, vermischt mit Blitzen. Wolken quellen aus dem Boden und verhüllen das liebende Paar. Als der Donner verhallt und die Wolken sich zerstreun, sieht man den Prinzen in seiner natürlichen Gestalt wieder; Laurinen eben so, jugendlich schön, aber in morgenländischer fürstlicher Pracht; — beide noch immer in der vorigen Stellung.)

Prinz (läßt Laurinen erstaunt fahren).

Laurina!

Laurina.

O mein Fürst!

Prinz.

In welcher Herrlichkeit
Strahlst du mich plötzlich an!

Laurina.

Der Zauber ist zerstreut!

Prinz (führt sie vor).

Du mein?

Laurina.

Nun dein.

Prinz.

So hätt' ich dich gewonnen?

Laurina.

Du hast gesiegt, mein Fürst. Der Zauber ist zerronnen.
Es wird kein Kampf so schwer mit dem Geschick geführt,
Wo Tugend nicht zuletzt und Liebe triumphirt.

Prinz (seine Knie betastend).

Wie aber steht's denn hier? Nun, leidlich gut geregelt,
Und auch der Rüssel, scheint's, ist wieder abgesegelt.
Und hinter mir die wohlbekannte schwere Fracht?

Im Stillen hat auch sie sich aus dem Staub gemacht.
Nun aber ist mein Rath, hier gar nicht zu verweilen.
Das ganze Loch hier, glaub' ich, steckt voll Hexerei.
Laß uns in vollem Sprung zu meiner Heimath eilen;
Vorläufig in die Stadt — es sind ja nur drei Meilen —
Erst unter Menschenkindern athm' ich wieder frei.

Laurina.

O sieh hinaus! Dort an des alten Brunnens Stätte
Erhebt sich jetzt ein siebenpfortiger Pallast!

Prinz.

Vermuthlich findet man da wohl auch Tisch und Bette.
Der Spaß gefällt mir schon. Ich lade mich zu Gast.

Laurina.

O sieh doch! Sieh! In einen wunderschönen Garten
Verwandelt, prangt um's Schloß der vor'ge finstre Wald!

Prinz.

Das ist gewiß für uns; laß uns nicht länger warten;

Ich fürchte sonst — die Speisen werden kalt.

(Beide ab.)

Die Reise nach Pyrmont.

Erste Eintheilung.

Der Autor hätte eben so wohl Kapitel daraus machen können; aber da er wahrscheinlich nicht kapitelfest ist, so wollte er seine Erzählung in willkührliche Eintheilungen bringen, da man doch einmal keine Sache ganz lassen kann. Er macht es hierin Andern nach, indem er sieht, daß es bei Theilungen überhaupt willkührlich zugeht. Wer möchte auch sich die Krämermühe geben, beständig mit der Waage bei der Hand zu sein, zumal in einer Schrift, da die Worte kein Gewicht haben? Der Rezensent mag sie immerhin nachwägen; ich wende mich unterdessen (bis seine Zunge in der Mitte still steht) an den Leser.

Im besten Wohlsein umringten wir die freiherrliche Tafel; es galt eigentlich so eine Art von Abschiedsschmaus, den der Pfarrer und meine Frau — ich selber bin nämlich der Pfarrer —

auf dem Schlosse hatten. Man hatte meiner lieben Ehehälfte, der ein hysterischer Dämon zusetzte, eine Badekur vorgeschlagen, und nun war es gerade im lieblichen Blüthenmond, und die Reise sollte morgen vor sich gehen. Dabei aber hatte ich noch einen heimlichen Grund, den ich aber niemanden, als höchstens dem Leser anvertrauen will. Schon lange — es sind jetzt zwei Jahre, daß ich verheirathet bin — hatte ich alle Bücher berühmter Aerzte nachgeschlagen, von Crato, von Kraftheimen an und Hoffmann und Platner, Börhaven und Haller u. a., bis ich auf das Traktätlein eines Arztes stieß, der trotz unsern heutigen ein wahrer Philosoph sein mochte. Selbiger redet mit vieler Sachkenntniß über ein Kapitel, das ich eben zu suchen so bemüht war, nämlich von der Unfruchtbarkeit. Durch nichts sei diese, sagt er, leichter zu heben, als durch eine achtwöchentliche Kur im heilkräftigen Bade zu Pyrmont. Wer sieht nicht, daß dies ein Mann von Welt, von Erfahrung und von feinem und gutem Ton war? Seinem Rathe zu folgen hielt ich also für meine Pflicht; ich sah mich nach einem Vikarius um, und mein Superintendent hatte die Güte, mir, da es seines Ortes nicht an jungen

Gottesgelehrten fehlte, deren vier Evangelisten zur beliebigen Auswahl zu geben. Ich behielt denjenigen, der die beste Amtsmiene machte (denn in meinem Sprengel thut diese Alles zum wahren Glauben).

Wir saßen also, wie gesagt, an der Tafel des Barons von Eckstein. Die Freifrau, so ließ sie sich am liebsten nennen, war eine Person von zurückstoßendem Aeussern, jedoch nur in Gegenwart des Gemahls. Nichtsdestoweniger warf sie Angeln aus, so oft sich nur eine Gelegenheit darbot. Ob nun aber die Schuld an der Lockspeise lag, oder an der Angel selbst — genug, ich war nie zum Anbeissen zu bringen, und ihr Fischfang war auch anderer Orten karg ausgefallen. Nicht schön, nicht häßlich, nicht alt, nicht jung, war sie auf der flachen Mittelstraße zwischen beiden. Aber wie Wenige verstehen überhaupt das Glück auf dem Mittelwege zu finden! Mein Substitut schien es wirklich heut zu finden, denn sein Gesicht leuchtete vor Vergnügen. Armer Schächer! Dir blieb nichts übrig, als die Gelegenheit beim Stirnhaar zu ergreifen. Ich hielt es auch nicht für nöthig oder dienlich, vor Selbstschüssen zu warnen, und vertiefte mich dagegen mit dem Baron

in landwirthschaftliche Gespräche. So sehen wir gebildete Menschen mit unserm savoir vivre uns oft gezwungen, aus der Noth, ja gar aus der Untugend eine Tugend zu machen; aber, daß es so ist, wer ist Schuld daran? Die Bildung doch nicht, sonst, o Himmel! müßten wir dieser unschätzbaren Perle fluchen. Ich wasche meine Hände in Unschuld. O ihr Menschen! Ihr bildet nur den Verstand, aber das Herz nicht mit; ihr umhüllt euch blos mit den Sitten wie mit einem Kleide, und die Leidenschaften regieren darunter ungehindert. Ein reines Herz bewahrt sich rein mitten in allen Verfeinerungen der Gesellschaft.

2.

Gegen Ende der Mahlzeit meldete man einen jungen Herrn, der sich als der Vetter des Herrn Barons ankündigte. Er trat herein mit einem gewaltig großen Halbmondshut unterm Arm, und überreichte dem Baron, gleichsam als Kreditiv, einen Brief seines Vaters. Diesem beigebogen war ein Billet an meine Wenigkeit, folgenden Inhalts:

„Da gehört habe, daß Ew. Ehrwürden (Sie kennen mich doch wohl noch? Wir waren zusam-

men auf der hohen Schule zu Göttingen) ins Bad nach Pyrmont zu reisen gedenken, so bitte ich Dieselben, meinen Joseph mitzunehmen. Ein guter Bursch! ist mir aber hier zum Narren schier geworden. Hab' da eine Bibliothek von meiner Schwester sel., und da ist er mir über die Romane gerathen. 'S thut nichts, wenn Sie ihm ein wenig die Welt zeigen wie sie ist. Ew. Ehrwürden haben Verstand. Soll ein Paar Jahre auf die Universität; aber wir müssen ihm vorher den Kopf ein wenig zurechtsetzen. — Ich grüße Ew. Ehrw. und bin

Ihr bereitwilliger

Franz von Siegberg auf Lichtengrün."

Wir fanden an dem Kavalier einen offenen, gutmüthigen Menschen, zwar ein wenig Sonderling; aber da ich die Sonderlinge der guten Art liebe, so war mir der Reisegefährte willkommen.

„Kann der Herr Vetter reiten", rief der Baron, „so steht ihm mein Schimmel zu Diensten." — „So ziemlich", erwiederte der junge Mensch ein wenig schüchtern. Das Pferd wurde vorgeführt. Es stutzte beim Anblick seines neuen Reiters; doch ließ es sich gutwillig besteigen. Aber nach einem Seitensprung lag der Held am Boden,

und der Halbmond zu seinen Füßen. Mit dem Reiten war also nichts, und wir mußten den Helden, dem die Welt zu enge war, in unsere Kutsche einschließen.

3.

Lieblich ging der Mond auf über der Mainacht, und die Blüthenbäume des Gartens, die Gebüsche von seinem Silber getränkt, glänzten wie Dianenbäume. Ich blickte zum Kammerfenster hinaus in das Paradies, und gewahrte Josephen unten am großen Apfelbaume, welcher seine Zweige bis vor unsere Fenster entgegenstreckte. Um den Schwärmer da unten aus seinen allzutiefen Fantasien ein wenig aufzumuntern, hielt ich für dienlich, ihm einen Gefährten zuzusenden. Ich zündete daher einen andern Schwärmer an, und warf ihn so glücklich hinab, daß er mit gewaltigem Zischen und Krachen um die Ohren seines Nachtkumpans herumflog, und ihn zum Aufstehen nöthigte. Er starrte der schwindenden Erscheinung nach, welche nur noch einen leichten Funkenteppich im Grase zurückließ. Leise drückte ich mein Fenster zu, und legte mich wieder neben meiner im Mollione schnarchenden Kathrine. Sie wurde

stille; nur hörte ich sie noch lispeln: „Wilhelm, der Tod ist sanft! Schlaft wohl, ihr Sterblichen alle! Der Tod ist der treue Zwillingsbruder eures nächtlichen Freundes. Warum fürchtet ihr euch? Schlummert! Die Unsterblichen wachen über euch, und zu eures Bettes Häupten stehen eure Schutzgeister, und das Auge der Welt blickt segnend herunter. Süßer Glaube der Kindheit! Wie oft hast du mich eingewiegt in stürmischer Nacht, und mit Gottesfrieden das unruhige Herz erfüllt!“

4.

Es ist für einen Bio- und Historiographen ein nicht genug zu preisendes Geschenk, wenn ihm die Muse ein gutes Gedächtniß gegeben; es wäre denn, daß die Geschicklichkeit seiner Kunst im Exzerpiren bestände, worauf sich gegenwärtig viel Schriftsteller legen, und wirklich mit dieser Hülfe Werke hervorbringen, an denen der gelehrteste und fleißigste Mann zu Schanden werden muß. Dem Romanograph (man verzeihe dieses neue Wort; es ist wenigstens kürzer, als Romanenschriftsteller, und Romanenschreiber hat meistens eine unedle Bedeutung) wird es hierin leichter; er spinnt seinen Geschichtsfaden aus sich selbst

mit leichter Mühe fort, und hängt sein luftiges Gewebe auf, wohin er will. Man könnte ihn auch darum Romanenspinner heißen.

Aus der Erinnerung schrieb ich diese Szenen nieder, um nicht, wie Joseph, in jedem Wirthshause mit dem Taschenbuche in der Hand da zu sitzen und begafft zu werden, worüber ihm dann gewöhnlich seine besten Ideen echappirten. Freilich mögen, wenn ich dem Gedächtniß folge, zuweilen Lücken bleiben; aber wo bleiben die nicht? Ach, all unser Wissen ist Stückwerk! Doch zurück zur Geschichte.

Wir saßen im Wagen, und meine Katharine erzählte ihren Traum der verflossenen Nacht. Sie lag in einem heißen Gefilde Afrika's, und schlummerte. Wir waren nämlich beide, Gott weiß, durch was für einen Zufall! dahin gerathen. Es ist dabei zu bemerken: ich hatte letztlich (da wir öfters geographische Unterhaltungen des Abends mit einander haben) mit ihr die Karte von Afrika durchgesehen, und wir hatten uns besonders viel um das blühende Kap herum verweilt. Sie lag also wahrscheinlich um Lange-kloof oder Pavians-kloof in einer ziemlich öden Flur. Ich hatte mich von ihr entfernt; da kam der Tod in Hotten-

tottengestalt, und griff mit kalter Hand nach ihrem Herzen; sie wollte aufschreien, da war die schwarze Gestalt verwandelt in die meinige, und die kalte Todeshand wurde zu einem kühlenden Hauch, der sie umfing; wir schwammen mit einander fortgezogen in einer kristallhellen Flut, und Blumen überschatteten uns gleich purpurnen Lauben, und eine unsichtbare Musik tönte uns entgegen aus einer Grotte: sie war der Eingang in die elysäischen Felder, und der Strom war die Lethe. Welch ein sanfter, süßer Tod! — Joseph dagegen erzählte, wie er, um die Harmonie der Sphären zu behorchen, sich im Garten sein Lager aufgeschlagen, und wie ihn, schon beinahe im Einschlummern, ein Salamander, wahrscheinlich einer von der bösen Art, aufgeweckt habe. Dies führte uns in ein Gespräch über das sämmtliche Geisterreich; und nun verlangte er ganz ernsthaft meine Meinung über Träume, Erscheinungen u. s. w. zu wissen. — Gute Menschen, die ihr eure Fantasien und Träume aufnehmet, wie sie sind; die ihr keine Metaphysik braucht, um zu leben und glücklich zu sein; die ihr mit Glauben weiter reichet, als mit Spekulation: ist es Pflicht, euch aufzuklären? Darf man, um hier und da

eine nützliche Frucht zu ziehen, auch Unkraut säen unter den Waizen? Aber, was ist ein Unkraut? Dasselbe, was ein Unding ist. Für den, der es zu gebrauchen weiß, hat alles seine Bestimmung. Der Weise darf und soll eines wie das andere ansehen, und all und jedes haben und gebrauchen. — Oder auch entbehren können! ruft hier vielleicht einer oder der andere vorweise. Auch das! Aber man kann keiner Sache eher entbehren, bevor man sie kennt. O, auch in diesem Sinne hatte der Apostel so wahr gesagt: Prüfet Alles! und das Beste behaltet!

5.

Kaum waren wir Schönhaide und Mauldingen vorüber, als Joseph dasjenige Uebel verspürte, welches ich die Magenkrankheit nenne, weil sie im Grunde nichts anderes als die Seekrankheit auf dem Lande ist, nur daß sie geschwinder überwältigt wird. Da wollte kein Riechflacon helfen, keine Pfeffermünztablette, kein Liqueur; er mußte sich entschließen, ein Viertelstündchen zu Fuße zu wandern, und den bösen Geistern, die er jetzt in sich hatte, freien Lauf zu lassen. Wir indeß in unserm Schneckenhaus befanden

uns sehr wohl, und überließen es dem Kutscher, vermittelst des Fühlhorns seiner Peitsche, den Weg möglichst schnell zurückzulegen.

Ohne Abentheuer gelangten wir bis zur blauen Herberge, unserm letzten Nachtquartier vor Pyrmont. Ein alter Harfenist mit seiner neunjährigen Tochter ergötzten uns während dem Abendessen durch Spiel und Gesang. Joseph war nicht bloß ergötzt, sondern entzückt, und wollte durchaus einen Virtuosen an ihm finden, der, einzig seiner Kunst huldigend, auf der Stufenleiter der Töne in den Himmel der Seligkeit wandelte. Ach, es war nicht so! Der Hunger rührte seine Saiten, nicht die Begeisterung; und der Troubadour war nichts, als ein brodlos gewordener Leinweber aus dem Städtchen Rumburg an Böhmens Grenzen. Das Auge der kleinen Sängerin blickte nicht nach oben, sondern nach den zu- und abgetragenen Tellern. Die Seligkeit wohnt nicht hier! sagte ich zu Joseph. Dieser aber versicherte mich treuherzig, daß das Gesicht eines im Winkel schlafenden alten Soldaten und dasjenige der Wirthstochter ihn vom Gegentheile überzeuge. Wirklich war auf dem Gesichte der letzteren eine Heiterkeit ausgedrückt, deren Quelle

mir ein Räthsel war. Sie stimmte einigemale die ersten Verse des Liedes; „Willkommen, o seliger Abend" an. Joseph hatte das Unglück, indem er die heitere Physionomie der Singenden zu aufmerksam betrachtete, einem Hunde auf den Schwanz zu treten, der sich mit entsetzlichem Lärm erhob, und seinen Unterdrücker nöthigte, auf den Tisch zu flüchten; der Tisch, wackelnd, wie einst derjenige in Philemons und Baucis Hütte, schlug über, und Joseph sank dem schlafenden Wachtmeister auf den Schoos. Mit gallogermanischem Zwitterfluche erhob sich dieser, kam hervor, und wanderte träumend durch die nicht enge Thüre, deren beiden Pfosten aber ihn unsanft anstießen.

6.

Die Nacht sank herab, und mein Joseph stand draußen und liebäugelte mit den Sternen und dem Monde. Trotz dem irdischen Falle vom Tische auf den brantwein- und schlaftrunkenen Soldaten erhoben sich seine schwärmerischen Gefühle aufs neue in höhere Regionen. Er mußte sie jemand mittheilen und wandte sich an das Mädchen, das gleichfalls heraustrat, um, wie

es ihm schien, den schönen Abend zu betrachten. Süßes Mädchen, sagte er, der Zephyr spielt in deinen Locken, und Philomelens Töne schweben herüber aus dem Haine. Horch! ihr Gesang feiert die herrliche Natur! — Ich höre nichts als die Frösche drüben am Teiche, antwortete sie treuherzig.

Ich mußte lächeln; denn ich stand von beiden unbemerkt, über ihnen am Fenster. Ich gewahrte, das Mar-Lise, so hieß das Mädchen, öfters um sich blickte, und errieth nun leicht, warum sie den Abend so fröhlich willkommen geheißen. Sie erwartete jemanden, wen? das mögen andere errathen! Joseph wandelte die Lust an, hinüber zu dem Teiche zu gehen; Mar-Lise widersetzte sich dieser ungewohnten Abendpromenade; es half aber nichts, sie mußte seinem Arme folgen, indem sie unaufhörlich sich loszumachen bemüht war, und ängstlich umherblickte. Er nahm das für holde, jungfräuliche Schüchternheit, und war entzückt von ihrer Unschuld. Ach! armer Joseph! du wärst der erste nicht, der sich also täuschte; wirst wohl auch nicht der letzte sein.

Sie standen am Teiche. Er hob an zu deklamiren:

„Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her im ew'gen Thau?“

Da erklang plötzlich der Ton einer Maultrommel in einiger Entfernung; und auf dies Signal riß sich das Mädchen plötzlich los und eilte davon. Sinnend folgte er langsam nach, kam über seine Mondsbetrachtungen vom Wege ab, mußte diebsmäßig über Zäune und Hecken klettern, gerieth so in einen Garten, stand vor einer blühenden Siringenlaube, und — erblickte darin seine entsprungene Mar-Lise, mit einem jungen Jägerburschen, dessen Armen sie nicht, wie den seinigen vor einer halben Stunde, sich zu entreißen strebte.

7.

Pyrmont empfing uns; das freundliche, heitere Pyrmont. Erwartungsvoll durchlief ich vor allen Dingen die Badeliste, um vielleicht einen

Bekannten zu treffen, und richtig stand unter den gestern angekommenen der Doktor Sinnleben aus H... mit seiner Gattin. Verheirathet? rief ich, und erfahre das hier erst? Geschwind ließ ich mich bei ihm melden. Er war so eben ausgegangen. Sogleich ging ich nach, durchlief alle öffentliche Spatziergänge; er war nicht da. Ich ging wieder hin. Er war so eben auf's Schloß gegangen. Ich kam zum drittenmal, und er war den Augenblick ins Bad und von da ins Theater. Ich ließ mich das nicht verdrießen. Glücklich, der den kleinen Tücken der Gegenwart, welche so Vielen Steine des Anstoßes werden, ein ruhiges Herz entgegensetzt. Ihm wird die Wirklichkeit, trotz den Anstoßsteinen, dennoch zum verschönerten Ideal, anstatt daß andere ihre Ideale, wie mein Joseph, in die Wirklichkeit herüberzuziehen streben, und Verdruß dafür erndten. — Ich dachte an H**, wo ich einige glückliche Jahre verlebt hatte, und tausend Erinnerungen wurden wieder wach. Willig überließ ich mich ihnen, — da ging die Thüre auf, und mein Freund lag an meinem Halse.

Er führte mich zu seiner Gattin; ach! es war meine Julie! Julie, die einst in meiner Brust

die erste dunkle Sehnsucht des in Liebe erwachenden Herzens aufgeregt hatte. Jahre waren seitdem vergangen, und mein launenvolles Schicksal hatte mich fern von ihr auf den unruhigen Wogen des von Frankreich ausgebrochenen Revolutionsstroms umhergeworfen. Und nun sah ich sie als die Gattin meines Jugendfreundes wieder! Tausend Segen über euch! rief ich; dir und keinem Andern gönnte ich das herrliche Weib, du, mit deinem redlichen Herzen, verdienst sie ganz und einzig.

Ich kam nach Hause, und umarmte meine Kathrine fest, die des ungewohnten Feuers sich wundernd, mich zweifelnd ansah. Jetzt sei du mein Schutzengel sagte ich, wie ich einst der deine war, als ich dich den Klauen deines habsüchtigen Vormundes entriß. Mir drohen Klippen, Abgründe, Glatteis und Fallgruben: geh nicht von meiner Seite! hörst du? — Wohl mir, daß ich durch deine Offenheit mir aus den Zaubergärten Armidens glücklich hindurch half. Leichter, sicherer, schuldloser konnten nicht vier engverbundene Wesen mit einander umgehen. Wäre ich ein Dichter, so müßte ich die Offenheit besingen, dachte ich, und suchte mich deshalb an Joseph

zu wenden; aber dieser hatte zu wenig Sinn für das Natürliche, Einfache im Leben. Bei ihm war und mußte alles excentrisch sein; er brachte mir dafür ein Gedicht, das er an die Najade des Heilquells gerichtet hatte, und mit Moses anfing, wie er mit dem Stabe Wasser aus dem Felsen schlug, und mit dem Hekla und Geyßer in Island endete.

8.

Ich führte Josephen in alle Gesellschaften, die mir offen standen; er wollte sich bemerkbar machen, und — wurde übersehen. Er suchte Abenteuer auf, und fand keine; er wollte Romane anspinnen, und ärgerte sich, daß alles so natürlich zuging. Nirgends gab es ein Inkognito zu entdecken, nirgends eine Entführung oder ein Duell zu sehen. Nun suchte er einen Liebeshandel. Von ihr, der Liebe, die alle Romane und Theaterknoten schürzt und löst, hoffte er eine Aenderung seines, gegen die Bilder seines Kopfes gehaltleeren, Lebens. Auch hatte er richtig kalkulirt, bis auf den kleinen Umstand, daß nämlich die Liebe nur ungesucht sich in die Herzen schleicht, und sich so wenig als das ihr verwandte

Glück haschen läßt. Und leider muß ich sagen, daß Joseph, der ohnehin ein wenig eitel war, hier beinahe zum Gecken wurde. Er glaubte jedes blaue Auge, das ihm zufällig begegnete, nur auf sich gerichtet, und jedes sanfte Lächeln um zwei zarte Lippen flehe ihn um Erwiederung an. So geschahe es, daß er jede Verbeugung, jedes Kopfnicken, das fern von ihm über der Straße gegen jemanden in seiner Nähe gerichtet war, eifrig erwiederte; daß er einen Haubenstock bekomplimentirte, wo Tages zuvor ein Engelsköpfchen herausgesehen hatte. Joseph! Joseph! sagte ich: Du willst den Amor fangen; aber kennst du die schöne Mythe Griechenlands? Nur die Grazien hatten den Amor gefesselt, und auch da nur, als er sorglos schlummerte.

Ach die getäuschten Erwartungen! Joseph fand sie hier in dem belebten Pyrmont hundertfältig. Und wie sollte ich wagen zu wiederholen, was beinahe täglich für Doppelbilder an uns vorüber gehen? Glänzende Schimmerseiten des Ruhmes, der Bewunderung, mit der Kehr- oder Schattenseite der Alltäglichkeit, der Gemeinheit! Haben denn nicht oft der Altar der Liebe und der Altar des Hasses in ein und demselben Herzen Platz

neben einander? O Mensch! heute reißt dich ein schönes Gefühl hin, und du blickst mit verklärtem Auge in bessere Welten, und streckst deine Hand aus nach dem Kranze der Tugend, den ein Engel dir lächelnd entgegen hält, und morgen mußt du erröthen auf dem Wege, den dein Fuß wandelt, und auf den dich die geheimen Wünsche deines unreinen Herzens geführt haben! War es daher ein Wunder, wenn Joseph heute in einem jovialen Zirkel lauter Freunde und Brüder fand, die ihn morgen am Spieltische zu betrügen trachteten? Der moderne Joseph fand seine adoptirten Brüder den leiblichen Brüdern seines Namensbruders im alten Testamente ähnlich. Ach! und die unschuldige Gurli, welche ihn gestern auf der Bühne entzückt hatte, metamorphosirte sich heute in eine Bajadere! Zurückgestoßen sich zu sehen von allem, dem er mit Liebe und Zutrauen sich nahte, sein warmes Gefühl beleidigt durch kalten Spott; das konnte er nicht ertragen. Eine bittere, schmerzliche Empfindung bemächtigte sich seiner, und in sich verschlossen, neigte sich nun sein ganzes Wesen auf die entgegengesetzte Seite. Mit menschenfeindlichem Trübsinn suchte er die Einsamkeit. Nun war es Zeit für mich, väterlich

mich meines anbefohlenen Pfleglings anzunehmen. Ich sann darüber nach, und ein Zufall kam mir glücklich zu Hülfe.

9.

Sinnlebens Gattin war auf ein Gut in der Nachbarschaft zu einer Freundin gereist, und kam nun mit derselben zurück. Diese war Fräulein Wilhelmine, die Tochter des Staatsraths v. H... ein offenes, harmloses Wesen, das durch seinen kindlichen, naiven Frohsinn alles bezauberte. Ich schrieb an den Baron von Siegberg; meldete ihm seines Sohnes Thun und Lassen, theilte ihm meine Ideen darüber mit, indem ich zugleich mich über seine Gesinnungen informirte, und erhielt in einem barocken Schreiben seine Zustimmung. Nun theilte ich den andern meinen Plan mit, und er wurde allgemein genehmigt und thätig unterstützt.

Mit vieler Mühe überredete mein Freund, der Doktor, Josephen, auf einen Maskenball mitzukommen; denn ich selbst durfte weder jetzt noch späterhin Hand im Spiele zu haben scheinen. Der übellaunige junge Mensch that sich Zwang an, und machte deshalb eine ziemlich einfältige Figur

im Gewühl der Fröhlichen. So hatte er anfangs wenig Theil genommen, als ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit fesselte. Ein Pilgermädchen erschien, das durch seinen idealisch-romantischen Anzug und edle Gestalt alle Augen auf sich zog. Als sie an ihm vorüber ging, beugte er sich mit unwillkührlicher Ehrfurcht vor der Jungfrau, und so blickte er unter ihren Muschelhut in zwei brennende, schwarze Augen. Ein unwillkührlicher Ausruf entfuhr seinen Lippen. Sie stand, und deutete mit unnachahmlicher Hoheit auf ihren Pilgerstab, den er küßte. Bald darauf erschien ein Cölestinermönch; sie trat auf ihn zu; und nun begann das Gespräch aus Bürgers Liede: Der Bruder Graurock und die Pilgerin. Ach mit seelenvoller Stimme sprach die Jungfrau, voll tiefem Gefühl! Das ergriff Josephen, und eine Thräne rollte herab auf das Kreuz an seiner Ritterkleidung. Lange stand er da, in süßem Vergessen seiner selbst; und als er wieder aufblickte, war die Pilgerin verschwunden. Gern wär' er ihr nachgeeilt; aber wo sollte er sie finden? Diese idealische Erscheinung, hier unter dem Gewühl von meistens alltäglichen, oder von Karrikaturmenschen, hatte einen tiefen Eindruck

auf sein Gemüth gemacht. Er überließ sich einmal wieder dem Strome seiner Fantasien, aber eine gewisse Schwermuth blieb doch der Grundton derselben. Mitten unter seinen Betrachtungen rief eine Stimme neben ihm: „Herr Ritter von der traurigen Gestalt!“ und zugleich bekam er einen sanften Schlag auf seine Hand. Er sah' sich um, und neben ihm stand ein Hirtenmädchen, idyllisch-schön, voll unbeschreiblicher Anmuth, die mit liebenswürdigem Muthwillen eine ganze Schaar Masken um sich herum zum Besten hatte. Ihr Gesicht, ihre Stimme zog ihn an, und er glaubte die Pilgerin in ihr wieder zu erkennen. Auch ich war in Arkadien! flüsterte er ihr zu. Und bist ein Grillenfänger? rief sie lachend, und fort hüpfte sie! Ich muß ihr zeigen, daß ich keiner bin, dachte er; suchte sie auf, und flog nun mit ihr durch die Reihen der Tänzer. O nicht so stürmisch, sagte sie, wenn ich bitten darf! Ich hasse alles leidenschaftliche. — Leidenschaft! antwortete er: sage, Mädchen, hast du nie geliebt? Sie lachte laut. „Aber wenn ich nun ein Hirt wäre? würde die Hirtin —“ „Dann wäre ich in Apollons Schutz!“ — „Apollon sang auch Liebeslieder!“ — „Schweigt! müßt ihr Ritter denn

nichts als Liebeshändel haben, Entführungen, Faustkämpfe? Pfui die wilden, garstigen Männer!" — „Wohlan, so tausche ich heute noch mein Ritterkleid, und wandere ins Kloster! Glücklicher Bruder Graurock!" Bei diesen Worten sah' sie ihn groß an. Sie schien etwas sagen zu wollen, lächelte sanft, und war verschwunden unter der Menge.

10.

Zweien Welten gehört der Mensch. Er ist ein Amphibion des Himmels und der Erde. In seiner Brust darf er beide tragen: aber wenn sich der Himmel ihm auf thut, dann sei er kein Nureddin, dessen Herz nur in den Kristallgewölbe der Erde wohnt; und wenn die Erde den Staubgebornen freundlich halten will, dann höre er die Mutter. Die Gränze zwischen beiden Wohnungen ward schon manchem ein Salto mortale. Hier, im Zwischenraum, ist die eigentliche Fabelwelt, die Heimath der Dichtung und der Thränen. Es ist der Dunstkreis, in welchem die Sonne Nebensonnen bildet, und die Erde ihre umgekehrten, perspektivischen Bilder zeichnet; denn an beiden Enden nur ist die Wahrheit. Wer in dieses

Mittelreich eintrat, und dennoch zugleich hinüber und herüber strebt, der leidet Tantalus Schicksal.

Ein heiterer, stiller Abend lockte Josephen hinaus ins Freie; wir folgten. Er stand auf der Terrasse, verloren im Anblick der untergehenden Sonne. Da schlugen aus dem nahen Bosquet einzelne, verlorne Saitentöne an sein Ohr. Er horchte; sie vereinten sich zu phantasirenden Akkorden, und eine Stimme sang das Lied: „Wenn ich einst das Ziel errungen habe." — Das Lied war geendet, nur die Lautentöne schlugen noch fort, und Josephs Seele war innig bewegt. So fanden wir ihn. Wir nahten uns dem Bosquet: Die Sängerin trat heraus; es war Fräulein Wilhelmine. Schnell verwandelten sich ihre ernsten Züge in ihr gewöhnliches, heiteres, unbefangenes Lächeln. Es dauerte nicht lange, so war sie wieder ganz die alte, sogar bis auf ihr muthwilliges Wesen. Unbegreiflich! flüsterte Joseph. Aber auch ihn, den schwermüthig gestimmten Schwärmer, wußte sie nach und nach in ihren Zauberkreis zu ziehen. — Ja! sie alle sind Zauberinnen. Nicht ohne Ursache haben beinahe alle Völker dem weiblichen Geschlechte den Vorzug in geheimen Künsten, in wundervollen, übernatür-

lichen Wirkungen zugestanden. Von Schottlands Meermädchen und Norwegens Huldrern, bis zu den asiatischen Feen, und seit Virgils thessalischen Zauberinnen bis zu Shakespears und unsern Hexen herrschten und herrschen sie überall.

Es bedarf keiner Geister mehr, mich an Wunder glauben zu machen, dachte Joseph, als er schlaflos sich auf seinem Lager wälzte. Die Königinnen der Erde sind es, die uns blenden, die aus uns machen, was sie wollen, die uns verführen, gestern durch Schönheit, heute durch Heroinenwürde, morgen durch kindliche Unschuld.

11.

Es vergingen einige Tage, in denen Joseph sich viele Mühe gab, Wilhelminen sich zu nähern, sie kennen zu lernen; aber sie schien ihn geflissentlich in der Ferne zu halten, und jedes tiefer führende Gespräch zu vermeiden, jeden ernsthaften Anstrich ihres Gemüthes nicht bemerkbar werden zu lassen. Sie war immer das heitere, naive, muthwillige Wesen; und doch hörte er von ihrer Freundin, daß sie zuweilen sehr ernsthaft, beinahe düster sein könne. Um dieser letzteren Eigenschaft willen liebte er sie eigentlich,

und er nahm sich vor, sie dahin zu bringen, daß sie ihn Rede stehen müßte. Aber dies hielt schwer. Die Pythia mußte bezwungen werden, wenn sie ihr doppelgestaltiges Orakel ihm offenbaren sollte. Da er aber vergebens seine Kraft aufwandte, sie auf den Dreifuß zu setzen, so mußte es durch Ueberraschung geschehen. Dies geschah, als sie einst am Klaviere phantasirte. Ihr Gemüth war bewegt, und als sie den Jüngling vor sich stehen sah, dessen Augen sich bewundernd auf die schöne Rednerin hefteten, blickte sie mitleidig zärtlich ihn an. Das Gefühl, sagte sie, ist der Reflex des allbelebenden Sonnenstrales, der die Erde in Farben kleidet, der sanfte Widerklang jener Stimme, durch die der Schöpfer mit dem Geschaffenen spricht. Nicht daß ich mein Gefühl vor der Welt verhülle, weil sie das Edelste, das Heiligste verspottet. Es ist nicht falsche Schaam, wenn die exotische Blume sich dem kalten Winterhauche des fremden Landes nicht öffnen will. Aber, wenn die Tugend sich zur Schau giebt, daß sie gesehen, daß sie bewundert werde, o dann ist sie nicht mehr Tugend; und wenn die Schönheit sagt: ich bin schön; wird sie dann nicht widrig? Wer mit Gefühlen prahlt, der ist so

verächtlich, als wer mit ihnen spielt und ihrer spottet. Und wer vollends Gefühl affektirt, da wo er keines hat, — Joseph wollte sich vertheidigen. — Ruhig, Freund! ich will gern glauben, daß dieser Vorwurf sie nicht trifft. Aber auch das vollste, wärmste Herz muß zuweilen erkalten: Der Schwärmer sucht nicht immer den Himmel offen, und der Prophet ist nicht immer Prophet. Auch das stille Leben der Pflanze unterbricht periodischer Schlummer; wie vielmehr braucht das thätige Geistesleben des Menschen Ruhe! In solchen Stunden nimm die Welt, wie sie ist; du siehst dann den Baum, aber nicht die Hamadryade; den Nebel und die Wolke, gejagt vom Sturm; aber nicht Ossians Geistergestalten. — Genug davon! Trennen wir uns nun, mein Lieber! Ich würde Ihnen diese Predigt nicht gehalten haben, wenn ich Ihr Inneres nicht erkannt hätte, wenn ich nicht warmen Antheil an Ihnen nähme. — Ich bin Ihnen also nicht gleichgültig? rief Joseph entzückt, und wollte ihr zu Füßen fallen; sie verhinderte es, aber einen brennenden Kuß auf ihre Hand konnte sie nicht hindern. Nicht also, Herr Feuerkopf! sagte sie, sich losmachend. Nur wenn Sie mich

wieder sehen, dürfen Sie mir Ihre Liebe beweisen. — „Ich darf Sie also wieder sehen?“ Von Herzen gern, erwiederte sie schelmisch lächelnd.

12.

Des andern Tages schwamm Joseph in einem Meere von Entzücken; denn die Ahnung, geliebt zu werden, zog triumphirend ein in seine Brust. Aber das Meer wurde immer kleiner, als er Wilhelminen nirgends finden konnte; es versiegte ganz, als er nach ein paar Tagen erfuhr, daß sie verreißt sei, und jammernd sah er sich nun auf trockenem Sand gesetzt. So hat sie mich also getäuscht! rief er schmerzlich aus; sie hat mit mir ihren boshaften Muthwillen getrieben, wie mit allen andern. Es ist nicht möglich! Ich darf sie ja wiedersehen. Was hindert mich dann, sie aufzusuchen? Ich soll ihr ja meine Liebe beweisen! — Beste Madame Sinnleben! rief er, ins Zimmer stürzend, wo wohnt Fräulein Wilhelmine? — „In Großbach.“ — „Wie weit ist es?“ — „Zwei Meilen.“ Nun kam er auf mich zugestürmt. Bester Herr Pfarrer! darf ich morgen hin? — „Nein!“ — O können Sie so grausam sein? — „Ich darf den anbefohlnen

Schützling nicht aus den Augen lassen." — Nun so kommen sie mit mir! – Was war zu thun? Ich mußte mich ergeben; die Abreise von Pyrmont war ohnehin iu diesen Tagen festgesetzt, und wir wollten noch einen kleinen Umweg nach Hause machen. Wir machten uns sämtlich auf den Weg, und kamen in Großbach an. Und unglücklicherweise mußte das Fräulein gerade den Tag zuvor zu ihrer Tante nach Rinteln abgereist sein! Aber auch diese Prüfung der Geduld wurde überstanden. Wir eilten nach, und nun naheten wir uns der Stadt, Joseph voll Hoffnungen, Sinnleben und ich mit Lächeln, weil unsere Weiber beständig die Köpfe zusammensteckten, so daß sie einen andern, als Josephen, leicht aufmerksam gemacht haben würden.

13.

Wilhelminens Tante, die Drostin von H*** bewohnte ein Haus in der Vorstadt. Sie empfing den unerwarteten Besuch mit vieler Herzlichkeit. Auf Josephs Frage nach dem Fräulein wies man ihn in den Garten. Er erblickte sie von weitem in einer Laube, vor einem Tischchen sitzend, und beschäftiget, Blumen abzuzeichnen.

Sie bemerkte den Kommenden nicht. Endlich habe ich Sie wieder, rief er hinzustürzend und sich ihres Armes bemächtigend. Sie schrie auf, und — o Schrecken! sie war es nicht. In höchster Verwirrung stand er da, und wußte sich nicht zu fassen, wußte nicht einmal seinen Ueberfall zu entschuldigen. Die Ueberraschte erholte sich zuerst, und nun klärte sich das Mißverständniß auf. Es war die Schwester der Gesuchten. Aber, mein Gott! wo ist Wilhelmine? — „Ach sie ist nicht hier!“ — Und wo denn? — „Ach das wissen wir nicht. Wir haben sie erwartet, und nun ist sie, Gott weiß! wo? Mein Bruder ist ausgezogen sie zu suchen; wir fürchteten, sie sei entführt, denn sie hatte einen Liebhaber, einen wilden, exaltirten Menschen, der zu allen Romanenstreichen fähig war.“ — Da stand Joseph, wie vom Donner gerührt. Endlich machte er seinem Schmerze Luft, sein Schicksal verwünschend, das ihm eine schöne Hoffnung nach der andern raubte. So fanden wir ihn. Muthig, junger Freund! sagte ich ihm, die Gelegenheit ist ja nun endlich da, die Sie immer gewünscht haben. Unsere Reise, die so gewöhnlich, so alltäglich ablief, endigt sich nun doch noch mit einem Aben-

teuer. Hier giebt es eine Entführung und wer weiß was alles! Aber gerade dieses Abenteuer behagte Josephen nicht. Zwar entschloß er sich mit uns auf die Spur zu gehen, aber er war gewaltig kleinmüthig und zahm geworden. Sie hatte also einen Liebhaber! murmelte er zwischen den Zähnen. Ich meinerseits gab der Familie das dreiste Versprechen, nicht zurückzukehren, ohne die Entführte gefunden zu haben. Man bewunderte meine Entschlossenheit; aber die Sinnleben hatten noch die Bosheit, Josephen mit seinem Nebenbuhler aufzuziehen.

14.

Wir wandten uns gegen das Harzgebürge zu, aber nirgends war eine Spur zu entdecken. Joseph verwünschte seine Flüchtlinge und sich dazu auf den Blocksberg, und unsere Weiber, die keine Lust hatten, mit uns von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf herumzuirren, wollten nicht weiter von der Stelle. Sie warteten unserer am Fuße des Brocken, wo wir sie abholen und mit ihnen den Berg besteigen wollten. — Es war ein sehr heißer Tag, und wir stiegen mit langsamen Schritten hinan, und nur die

Erwartung der hohen Brockenaussicht hielt den Muth der Ermatteten aufrecht. Als wir an einem einladenden Plätzchen im Walde ausruhten, ließ ich mir Josephs Reisejournal zeigen, und fand es groß und breit angefangen, dann viele Lücken, und weiterhin gar nicht mehr fortgeführt. Das Schicksal so vieler Tagebücher! Ich schrieb folgendes als Lückenbüßer dazu: Die Reise naht sich ihrem Ende. Aber was ausgesäet worden ist, soll reifen zu seiner Zeit. Wir wollen immer nichts als Kompilatoren sein; die Natur außer uns soll den Stoff hergeben, und wir bedenken nicht, daß sie nichts hergiebt, als was wir in sie hineingelegt haben. Es will durchgedrungen, durchgekämpft sein, dieses Leben, das ohne selbstgestecktes Ziel nur Widerspruch ist. Zwar meinen wir es ernsthaft; aber die Außenwelt persiflirt diejenige unseres Inneren, und wird um so mehr zur komischen Parodie, jemehr wir Schwärmer sind. Daher so viele irrende Ritter, Kreuzfahrer und Kreuzträger. Glücklich, wer eine Musarion fand, die an der Hand der Liebe den Irrenden zum Pfade der Weisheit leitet!

Das Brockenhäuschen war erreicht; die müden Wanderer erfrischten sich, und nun traten wir

hinaus uns zu erquicken an der reinen Luft des Himmels, dessen Gewölbe sich hier unermeßlich ausbreitet über die deutschen Lande. Siehe da standen vor uns zwei Gestalten im Glanz der Abendsonne, den Blick hinaus in die Ferne gewendet, ein Mädchen halb verschleiert, am Arme eines Jünglings in Jägerkleidung. Joseph erreichte sie zuerst, und als wir hinzukamen, fanden wir ihn knieend vor dem Mädchen, und ihre Hände mit Küssen bedeckend. Es war Wilhelmine. Herr Förster! rief er aufstehend, das Mädchen ist mein! — Und auch mein! erwiederte dieser, ihn stolz ansehend, wer hat größere Rechte? — Ich! schrie Joseph, denn ich bin ausgezogen, sie zu suchen und habe sie gefunden. — „Und ich habe sie hergeführt!“ — Mit ihrem Willen? — Ja mit meinem Willen, lispelte das Mädchen. Joseph erblaßte. Sie hat mein Urtheil gesprochen! rief er, aber Verführer, triumphire nicht zu früh; wir sprechen uns wieder! Halt, Herr Baron! sagte Wilhelmine; beweisen Sie mir Ihre Liebe nicht mit Kampf und Fehde; das kann jeder rohe Wildfang: ich fordere ein Opfer von Ihnen; Ihr Herz will ich sehen, nicht die Stärke oder Gewandheit Ihres Armes. Großmuth und

Verzeihung fordere ich. Umarmt euch, ihr harte, stolze Herzen! Zweifelnd standen beide da. Nun, so muß ich den ersten Schritt thun, sagte der Fremde und breitete die Arme aus, und zugleich lag Joseph an seiner Brust; und in der Umarmung flisterte der Fremde ihm zu: Ich bin Wilhelminens Bruder! Wir Umstehenden nahmen Theil aus vollem Herzen, und die Freude zog ein in aller Brust, und die erhabene Natur um uns her ward zum Tempel reiner, menschlicher Fröhlichkeit. Lachen, Jubel und Gesang beschloß den glücklichen schönen Tag.

Den edlen Gefallenen aller Länder und Zeiten.

Leicht sei die Erde den Opfern der Tugend!
Allen, die sanken im Kampf um das Recht.
Ueber den Sternen, in ewiger Jugend
Werden sie leben, ein selig Geschlecht.

Leicht ihm die Erde! es grüne sein Hügel,
Dessen, der fiel, auch vom Feinde beweint.
Lab' ihn, o Schlummer, mit kühlendem Flügel,
Bis ihn Elisiums Sonne erscheint.

Leicht ihm die Erde! ihn segnen die Schaaren
Dankender Enkel, der Marter und Tod
Muthig verachtet, um fest zu bewahren
Wahrheit und Glauben, und Treue an Gott.

Leicht sei die Erde! o duftet ihr Kränze
Süß an der Unschuld geweihetem Grab —
Sank sie, dem Frevel im blühenden Lenze
Weichend, an Lethes Gestade hinab.

Verzeihung fordere ich. Umarmt euch, ihr harte, stolze Herzen! Zweifelnd standen beide da. Nun, so muß ich den ersten Schritt thun, sagte der Fremde und breitete die Arme aus, und zugleich lag Joseph an seiner Brust; und in der Umarmung flisterte der Fremde ihm zu: Ich bin Wilhelminens Bruder! Wir Umstehenden nahmen Theil aus vollem Herzen, und die Freude zog ein in aller Brust, und die erhabene Natur um uns her ward zum Tempel reiner, menschlicher Fröhlichkeit. Lachen, Jubel und Gesang beschloß den glücklichen schönen Tag.

Den edlen Gefallenen aller Länder und Zeiten.

Leicht sei die Erde den Opfern der Tugend!
Allen, die sanken im Kampf um das Recht.
Ueber den Sternen, in ewiger Jugend
Werden sie leben, ein selig Geschlecht.

Leicht ihm die Erde! es grüne sein Hügel,
Dessen, der fiel, auch vom Feinde beweint.
Lab' ihn, o Schlummer, mit kühlendem Flügel,
Bis ihn Elisiums Sonne erscheint.

Leicht ihm die Erde! ihn segnen die Schaaren
Dankender Enkel, der Marter und Tod
Muthig verachtet, um fest zu bewahren
Wahrheit und Glauben, und Treue an Gott.

Leicht sei die Erde! o duftet ihr Kränze
Süß an der Unschuld geweihetem Grab —
Sank sie, dem Frevel im blühenden Lenze
Weichend, an Lethes Gestade hinab.

Säuselnde Weste, ätherische Lüfte
Spielet im Glanze des Mond's um die Gruft
Edler Gefall'nen! umwallet sie Düfte
Himmels, bis Gott zur Vergeltung sie ruft!

J. Hottinger,
der jüngere.

Der

Hypochonder.

Eine Erzählung

von

Louis von Häfely.

„Bastian! Setze dich her zu mir, in den Wagen!“ rief der junge Graf Eduard von Daun dem lebhaften Diener zu, und hüllte sich dichter in die Wolfschur, der bösen Nebel wegen. Es war im Monat Junius gegen Abend.

Des Grafen Milchbruder, jetzt sein vertrauter Diener, sprang herab vom Bock und saß neben dem Herrn.

„Was meinst du zu der Mutter Vorschlag, Bastian?“

— „Hm! Die gnädigen Herrschaften haben bisweilen ihre eigenen Gründe zum Heirathen, meine ich. Wenn unsereins einer schmucken Dirne so tief ins Auge guckt, so daß man ohn's Mädel nicht mehr leben kann, nun — so ist's noch immer Zeit genug zur Freite. Aber so mir nichts, dir nichts sich eine Fremde antrauen lassen, weil ihr Urpapa vielleicht einen Riesen todtgeschlagen hat — das — das eben will mir doch nicht so recht zu Kopfe.“

„Gräfin Adelaide soll schön sein!“

— „Futter für die Flitterwochen!“

„Sie soll Geist haben!“

„Um den Herrn Gemahl desto leichter zu berücken und sich zur Herrin aufzuwerfen.“

„Man rühmt ihre Herzensgüte, den edeln, zarten Sinn für alles Gute und Schöne.“

— „Dann würde ich sie erst kennen lernen, gnädiger Herr, und nicht sogleich den Antrag der Frau Gräfin von der Hand gewiesen haben.“

„Das ist es eben, Bastian, was ich nicht wagen will. Sieh, das Männerherz verhält sich zu den Weiberreizen, wie der Funken zu dem Pulverfasse. Wer ist mir sicher, daß ich mich nicht sogleich verliebe, und in der Leidenschaft den dummsten Streich meines Lebens mache und — heirathe?“

— „So jung noch, und schon solche Sprache, die man einem alten Isegrimm kaum verzeihen würde?“

„Bin ich nicht krank, guter Bastian? Soll ich die Welt mit kränklichen Geschöpfen noch vermehren?“

— „Schon wieder das alte Lied, mein armer Herr? — Sie krank? und ihre jugendlichen Wangen glühen wie die Rosen.“

„Fieberhitze, Bastian, Fieberhitze! Sagt, was ihr wollt, an meinem Leben nagt ein schleichend Fieber — wenn es nicht gar schon Schwindsucht ist.“

„Wie heißt das Dorf dort unten, Schwager?“ rief Bastian dazwischen.

— „Rautenberg!“

Bastian war freudig erschrocken, und des Herrn Hypochondrie benutzend, beredete er denselben, dort sein Nachtquartier zu nehmen.

Sie hielten vor dem Kruge; der Schwager spannte aus und ritt davon. Bastian hatte leise mit dem Wirth geredet und ihm blankes Gold in die krumme Hand gedrückt. Nun kam er fluchend zu dem Herrn zurück, und sagte, daß man ihn nicht logiren könne.

„Nur ein Kämmerlein!“ bat dieser.

„Kann nicht dienen!“ erwiederte der Wirth.

„So schafft mir andere Pferde!“

— „Für Geld nicht zu haben, Ihro Gnaden!“

„Gnädiger Herr! Lassen Sie mich zur Pfarre gehen, da werden wir gewiß ein freundlich Unterkommen finden!“ sagte Sebastian.

Der Graf nickte beifällig, und nicht zehn Minuten, so war Bastian wieder da. Ihm folgte

ein würdiger Greis; Frömmigkeit und Milde lag in seinen Zügen; Häuslichkeit deutete der Schlafrock und die abgezogene Mütze.

„Der Herr Pfarrer?" fragte der Graf zum Wagenfenster hinaus.

„Der Hirt dieser Gemeinde," versicherte dieser, „welcher sich glücklich schätzt, einem Fremden gefällig sein zu können. Sie werden willkommen sein in meinem Hause, Herr Graf!"

Der Graf Daun sprang aus dem Wagen, und schüttelte dem biedern Alten kräftiglich die Hand, und vergaß darüber die Abendluft und die Wolfschur. — Nur im Abgehen rief er noch seinem Bastian zu: „Vergiß die Apotheke nicht!" — Der Gedanke an das stille, fromme Leben eines Pfarrers auf dem Lande hatte oft schon seine Phantasie beschäftigt in den Stunden, wo er sich ein Glück erträumte, welches er in seiner höhern Sphäre nie erreichen zu können glaubte. Jetzt stand ein solcher Mann nun vor ihm da. Die patriarchalische Einfalt, die offene Gastfreundschaft erinnerte an das goldene Zeitalter der Menschheit. Mit gespannter Erwartung trat er ins Haus.

Eine freundliche Frau, schon hoch in den

Jahren, in reinliches Leinen gekleidet, trat ihm entgegen, vor der Pforte des Pfarrhofes; der Hofhund empfing ihn wedelnd, ein Lämmchen leckte seine Hände, die Katze drängte sich schnurrend an seine Füße, und das Geflügel, sogar die Tauben vom Giebel herab, flatterten vor ihm her, dem umrankten Hause zu. Liebe empfing ihn. Das Bild seiner Träume war in die Wirklichkeit getreten.

Der Vater brachte ihm die Pfeife, die Mutter die neuen Gastpantoffeln und das Abendessen wurde aufgetragen. Es war Pfannkuchen und Gurkensallat.

„Das wird gut gehen“, seufzte der Graf, „mit der unverdaulichen Kost!“

Indeß er nahm von dem Gebratenen. Sein Flaschenkeller lieferte den Wein, und nie hatte er mit so vieler Eßlust die zu Hause verschmähete Speise in so reichlichem Maaße genossen. Er wurde heiter, ohne es zu wissen. Alles war hier so kindlich, so froh, und ein hoher Seelenfrieden lag den beiden Alten in den frommen Augen. Und wie nun der Pfarrer auf seine Jugendzeit zu reden kam, und von seinen Schülerjahren her

so manchen Schwank erzählte, da wurde der junge Graf bis zur Wildheit lustig.

Eben wollte der Pfarrer dem lieben Gast auf sein Zimmer leuchten, da fragte er ganz verloren seine Gattin: „Aber Mutter, wo mag doch die Christel wohl bleiben; sie wird sich doch nicht zu lange am Krankenbette der Müllerin verweilen?“

Der Graf horchte auf. Das Wort Christel war gar nicht gesprochen, als ob von einer Magd die Rede sei. Bei der Antwort der Mutter aber: „Sie ist schon oben, denn sie wollte nicht herein, weil sie vorhin die Stimme eines Fremden hörte“, da ließ das leuchtende Auge der Pfarrerin nicht mehr verkennen, daß diese Christel ihre Tochter sei.

„Was ist doch der Mensch?“ — so sprach er zu sich selbst, als Bastian fortgegangen war — „Ein Götterbild aus tausend Scherben. — Ein Jeder treibt sich nun auf seine Weise, und denkt sich dann ein Etwas in dem Weltall zu sein. Da kommt ein Krampf — die Scherben knacken zusammen; noch einer, und — das Götterbild ist ein Haufen Schutt. Wer weiß, wie lange meine Scherben noch zusammenhalten werden. — Ich

fühle schon den Schmerz in meinem Fuße. Drum muß ich nur zum Lager eilen, daß ich nicht länger mit dem Estrich in Verbindung bin. Ich will wetten, das ist das Podagra."

„Doch was liegt hier auf dem Bette? — Ein Mädchenkleid? Ein Strohhut? — Das gehört gewiß der Tochter. Laß sehen!" — Er nahm das Kleid und hielt es aufrecht. „Eine feine Taille! Ein hoher Wuchs! — Hm! Sehen möchte ich sie wohl, ob sie gleich ein Mädchen ist. — Und der Hut? — Ich denke mir ein feines Oval darunter; die leicht gebogenen Seitentheile deuten darauf hin."

Mit aufgeregter Phantasie legte er sich nieder, und zwischen die finstern Ansichten seines Lebens flocht sich ungerufen ein wunderlieblich Mädchenbild.

Durch das Weinlaub schien der Mond ins Fenster. Er konnte nicht schlafen; der rege Geist gaukelte ihm bald Krankheiten, bald Mädchenschönheit vor. Da hörte er's rauschen neben seinem Bette. Jetzt hörte er ein unterdrücktes Husten. Die Stimme war fein. „Gewiß ist es die Tochter, welche auf der Kehrseite der Wand sich eben auf ihr Bette wirft." Er horchte an der

Bretterwand. Kein Athemzug entging den wachen Sinnen.

Endlich zollte er der Natur ihre Rechte — er schlief ein, und erwachte erst bei dem Morgengesang unten in des Predigers Zimmer. Es sang der Vater und die Mutter und das Gesinde. Doch eine silberhelle Stimme fiel dann ein, und sang zuletzt noch ganz allein eine Hymne an die Gottheit zu den Tönen einer Harfe. Diese Stimme konnte keiner andern angehören — es mußte Christel sein.

Die Leute gingen dann zur Arbeit. Er aber stand mit bloßen Strümpfen am Fenster auf dem Estrich und lauschte, ob die Pfarrerstochter nicht auch bald über den Hof gehen würde. Sein Geist malte geschäftig an einem idealen Bilde, worüber er den Urstoff aller Krankheit ganz vergaß.

Jetzt kam Bastian.

„Hast du des Pfarrers Tochter schon gesehen?"

— „O sie ist ein Engel, Herr!"

„Brünett? Nicht wahr? Eine derbe Bauerdirne? — Sprich!"

— „Nein, Herr, blond ist sie, fein und zart die Haut, und aus dem großen blauen Auge strahlt die Güte eines Engels."

— —

— —

— —

„Sonderbar!“ — sprach der Graf nachdenkend vor sich hin — „So habe ich sie mir doch gedacht in meinen Träumen.“

In dem Augenblicke trat nun Christel auf den Hof. Am Arme hing ein Körbchen, und das Geflügel sammelt sich ungeduldig um seine Wohlthäterin, und auf ihren Schultern schnäbelte sich ein Täubchenpaar, und das Mädchen lächelte das Pärchen an, wie am Morgen durch die Nebel die erste Sonne lacht.

„Da ist sie!“ sagte er leise, und kaum hatte er Athem zu diesen Worten. Sein Ideal war übertroffen von der Wirklichkeit. Sie war weiß gekleidet in feine Leinwand. Aufgeschlungen war ihr Haar, leicht und reizvoll die Haltung ihres schönen Körpers.

Die freundliche Geberin schlug das Auge auf zu dem umrankten Fenster. Er zog sich zurück; doch das Erröthen beider zeigte, daß der Blick nicht umsonst gewechselt sei.

„Bastian!“ sprach der Graf, und setzte sich finster auf den Rand des Bettes — „Bastian, was ist die Weiberschönheit mehr, wenn man sie bei dem Lichte betrachtet, als ein helleres Pigment, etwas Faserstoff und eine fettige Substanz

— in wenig Jahren Staub und Erde. Bei dieser Ansicht, Bastian, denke ich, ist man wohl sicher vor der Liebe. Meinst du nicht! — Nun, ich will's wagen und hinuntergehen.“

Nun hatte Christel eine Lieblingstaube, weiß von Farbe — ein Bild der Unschuld. Das Täubchen hatte sich verflogen, und Christel hing betrübt das Köpfchen und suchte es auf der Nachbarn Höfen, doch vergebens. Ohne ihr Täubchen kehrte sie zurück.

Indeß war nun der Vater mit dem Fremden in den Garten gegangen. Sie sollte in die Laube das Frühstück bringen; doch wie war das möglich? Der Fremde war ja darin, und sie war noch nicht vor ihm erschienen; und der Fremde war so schön und reizend, daß ihr hinter ihrer Hecke das Herzchen so gewaltig klopfte, und sogar die Tassen auf dem Teller zitterten. Nun traten Beide aus der Laube hervor, und siehe! eine weiße Taube flog auf den Grafen zu, und barg sich traulich schüchtern in den Busen seines Rockes. Ein Habicht schoß dicht daneben pfeilschnell bis zum Boden nieder, und erhob sich dann sogleich mit Windesschnelle in die blaue Luft.

Es war das vermißte Täubchen — und wie eine schnelle Freude am ersten eines Mädchens Schüchternheit verbannt, so eilte Christel mit dem lauten Ausruf: „o mein Täubchen!“ auf den Grafen zu, und kosete mit dem ihr dargereichten Thierchen, ohne Jenem mehr, als einen Blick der Dankbarkeit zu weihen.

Des Täubchens Rettung war ein wichtiger Vorfall in des Mädchens stillem Leben, und gewährte reichlichen Stoff zu traulichen Gesprächen. Und als nun nach dem Frühstück der Vater auf sein Studierstübchen gegangen war, und auf dessen Geheiß das Mädchen dem lieben Gaste die schöne Aussicht am Seegestade zeigen mußte, so fragte sie der Graf unter manchen schönen Reden, die nicht so leicht an ihrem Ohr vorüberglitten: ob sie die Treue des Täubchens mehr bewundere, oder dessen Rettung?

Da sah nun das Mädchen ihren Begleiter mit hellen Augen an, als könne sie die Frage noch lange nicht verstehen; dann schlug sie sanft das Auge nieder und sagte leise: „Kann denn Treue wohl bewundert werden? Ich denke, ohne Treue ist keine Liebe möglich, und das Täubchen liebt mich ja.“

An dem Schilfteiche waren Knaben, welche Sprenkel aufstellten. Da kaufte sie den Knaben mit Bitten und mit Aepfeln, die sie in dem Körbchen trug, ihre Sprenkel ab, und warf sie eingeknickt in den Teich, und als der Graf halb verloren in Gedanken leise rief: „Gott im Himmel, welche Güte!“ da sagte sie eifernd zu ihm: „Ist das Güte, den Eltern ihre Jungen retten, dem Gatten seine Gattin? Ist das Güte? Ich sollte meinen, es sei Menschenpflicht, ein Unglück zu verhüten, welches jene Thierchen wohl auch so tief als wir empfinden dürften.“

Ein Spaziergang, ein kleines Abentheuer macht oft aus Fremden Freunde. Vertrauend ging schon bei der Heimkehr Christiane mit dem Grafen Hand in Hand, und er hörte jetzt mit heiterm Lächeln ihr liebliches Geplauder von ihrem Lämmchen, ihren Tauben und ihren Blumen. Nun aber kam zum Unglück der große Hofhund angehinkt. Ein Knabe hatte ihn geworfen. „Das arme Thier!“ sprach Christel wehmüthig, und streichelte den Winselnden, und untersuchte mit lindernder Hand den wunden Fuß.

„Wer doch an Packans Stelle wäre!“ dachte der Graf, und zog den eigenen Fuß. In dem

Augenblicke fiel ihm der Estrich von heute Morgen ein, und daß er mit bloßen Füßen darauf gestanden habe. Da ging er tief betrübt auf sein Zimmer, und Bastian mußte ihm die Pelzstiefel bringen, denn er glaubte steif und fest, das Podagra zu haben.

Auf den Mittag kam er nicht herunter. Christel ließ das Köpfchen hängen, als ob ihr noch ein Täubchen weggeflogen wäre, und legte ihm das Beste auf den Teller, den — weil sie es selbst nicht über sich vermochte — die Magd hinauftragen mußte. Und der arme Eduard saß eben auf einem Sessel, den Fuß in Kissen eingehüllt, und trank Thee. Vor Wehmuth wollte ihm das Herz zerspringen. Das Podagra am Fuße, das Flammenbild im Herzen! — Es war recht traurig anzusehen.

„Sieh, Bastian!“ sagte er da, „das ist eben mein Kummer, das eben ist mein Kummer, daß ich diesem Mädchen als ein Schwächling erscheinen muß. Einem kräftigen gesunden Weibe ist der Mann mit siechem Körper, ein Gegenstand des Abscheues und eines Mitleidens, welches nur Kaltsinn zur Folge haben kann.“

— „So würde ich weiter reisen, Herr

„Das sagst du wohl. Aber wo find' ich in der weiten Welt ein stilles Plätzchen, welches so wie dieses Haus der engere Kreis des Lebensglücks umschließt? Wo find' ich diese Unschuld wieder, diese Lauterkeit der Sitten? Nein, Bastian, ich bleibe hier. Meine Kränklichkeit wird mich ohnehin für Wünsche sichern, die unvereinbar sind mit den Pflichten meines Standes. Doch was hilft mir dieses Paradies, worin ich lebe? — Es sind für mich die goldenen Früchte der Hesperiden! — Mein Wahlspruch ist: Ich bin geboren, um zu leiden; ich leide, um zu sterben, und sterbe mit der Hoffnung auf eine bessere Welt!"

Es war eine Pause. Dann sagte Bastian leise, um keine wunde Stelle des kranken Herzens zu berühren: „Das Leiden liegt oft in der Vorstellung des Menschen. Ich würde es versuchen hinabzugehen, lieber Herr. Treten Sie nur auf den kranken Fuß und suchen Sie Erheiterung. Ein Uebel will bezwungen sein oder vergessen, wenn es erträglich werden soll."

„Nein, Bastian, für mich ist es Genuß, dem Gedanken nachzuhangen, daß ich elend bin. Laß mich allein, Bastian!"

[Ba]stian trommelte an den Fensterscheiben.

Jeder hatte so seine eigenen Gedanken. Da sagte Bastian: „Eben gehen sie fort! Und die Mamsell sieht so wehmüthig herauf, daß es einem durch die Seele geht.“

„Wohin? Bastian, wo gehen sie hin? Wer geht aus mit Christianen?“

„I nun, ich denke, Sie wissen's schon? Den ganzen Tag war ja von nichts, als von der Wasserfahrt die Rede. Die Mamsell hat bald geweint, daß Sie nun gerade heute so erschrecklich leiden müßten. Ihre Harfe ist auch schon hingetragen.“

„Was du da sagst! Wie meinst du, Bastian, ob ich's wagen könnte?“

— „Die Abendluft!“

„Nimm meinen Oberrock mit; der Pelz sieht so gespensterartig aus.“

— „Aber die Feuchtigkeit auf dem Wasser und auf der Insel? Dazu Ihr Podagra!“

„Ich dächte nicht! Die Englischen Stiefel halten Wasser.“

„Oder die Pelzstiefel!“

„O fi! Wer wollte sich mit Bärenfüßen se[hen] lassen?“

Wie Charon am Styx — nur zu freundliche-rer Arbeit — stand der stämmige Hans, des Pfarrers Knecht, auf sein Ruder gelehnt in dem Nachen am Seegestade.

Von Ulmenau her waren Pachters schon hinüber gefahren auf die waldige Insel. Ihr Kahn ging tief im Wasser, und Hans schloß hieraus mehr auf die Schwere der Braten und Weine in den weißbedeckten Körben, als auf das Gewicht des Herrn Amtmanns und der Frau Amtmännin und ihres Valentinchens, deren Umfang den ganzen Kahn fast überfüllte. In diesen erbaulichen Betrachtungen, lüstern nach dem eigenen beträchtlichen Vorrath schielend, störte ihn nun die Ankunft des Predigers und seiner Familie.

„Der arme Hans!“ sagte die Pfarrerin, und stieg ein: „Er wird's heute recht sauer haben.“

„Hätt's lieber noch saurer gehabt!“ lächelte dieser dem einsilbigen Mädchen zu, und stieß ab vom Ufer.

Wie sie nun die blaue Fluth durchschnitten, anft und leicht, als ihr Leben durch die Zeit-enheiten ging, so sprach zur selbigen Zeit, er Sängerinsel, die Frau Amtmännin zu

ihrem Valentin: „Nun heute, Valentinchen! mußt du dein Heil versuchen bei der Christel aus Rautenberg. Ich weiß es nun ganz gewiß, daß sie nicht des Pfarrers Tochter ist, und Geld hat sie bestimmt. Die Maiern selbst hat durch einen Zufall ihren Schmuck gesehen, das hat ihr Vetter auf dem Herrndienste erzählt. Es soll was heilloses sein, so viele Brillanten. Sei nur nicht blöde, mein Söhnchen!"

„O ganz und gar nicht, Mama!" rief dieser so laut, als es der Bratenknochen gestatten wollte, welchen er eben, des längern Wartens auf die Rautenberger müde, im Munde führte.

Das bewies denn auch Valentin in hohem Grade. Er setzte sich zu Christels Füßen, erbot sich, ihr das aufgegangene Schuhband zuzubinden, tappte mit fettigen Händen an ihre Ar[illegible] welche er mit Schlackwürsten verglich, brachte [illegible] Pfänderspiel in Vorschlag, weil man da r[illegible] küssen könne, und trieb es so lange, bis Ch[illegible]stiane, der ewigen Verlegenheiten müde, [illegible] ihrer Harfe griff.

„Ach ja!" rief Valentin, und klatschte in die Hände: „ich habe all'

Spielleute unbändig viel gehalten, und voraus auf die Frauenbilder drunter."

Erröthend ging das Mädchen unter eine ferne Eiche, und brummend gehorchte Valentin der derbern Weisung, zurückzubleiben.

Sie sang zu ihren Saiten erst einige leichte Lieder, um den Unmuth zu vertreiben; dann war sie in dem Zauber der eigenen Musik gefangen, und begann nach einem schwärmenden Vorspiel:

Tage fliehen, Jahre rollen
Schnell zur Ewigkeit hinab!
Eh' wir wissen, was wir wollen,
Oeffnet sich für uns das Grab!

Oft erträumen wir uns Freuden
Einer fernen Wonnezeit.
Sie erscheint; ihr folgt das Leiden
Der verlornen Heiterkeit.

Ja von unsern schönsten Tagen
Erndten wir oft bittre Pein.
Froh genossen, leicht getragen
Will das kurze Leben sein!

Und es war ihr, als ob die tief gefühlten
Stroph[…] Flöte leiser Ton begleitet hätte.
[…]ang der Saiten an, und

lauschte nach der Gegend, woher die Töne kamen. Da trat hinter einem Buchenstamme, den Andern noch nicht sichtbar, Graf Eduard hervor. In seinem großen schwarzen Auge flimmerte eine Thräne, und die Flöte war seinen herabhangenden Händen fast entsunken.

Eh' wir wissen, was wir wollen,
Oeffnet sich für uns das Grab!

So hauchte er leise zwischen den schönen Lippen hervor. Sie sah auf. Ihr Auge schwamm in Thränen, und sie erwiederte eben so leise mit einem himmlischen Lächeln:

Froh genossen, leicht getragen
Will dies kurze Leben sein.

„Sie haben Recht, Engel meines Lebens!“ sagte Eduard jetzt mit einer schwärmerischen Heiterkeit hervortretend, und ergriff des Mädchens Hand, die auf der Harfe lag.

„Räuber! Räuber!“ schrie nun Valentin, welcher eben erst den fremden Mann erblickte, und blind vor Angst die Flöte für ein Pistol halten mochte, und griff mechanisch nach dem schönen Kälberbraten, welchen er auch soglcich durch eine Flucht ohne Umsehen in Sicherheit brachte.

Das störte denn nun wohl den höhern Ideen-

gang der Beiden, führte sie aber in einer um so heiterern Stimmung den Uebrigen zu.

Kaum hatten, bei dem ersten Gruß des Pfarrers, die Pachtersleute vernommen, daß Eduard den Grafentitel führe, als sich das vornehm-nachläßige Kopfnicken in tiefe Reverenzen verwandelte, die, als ungewöhnte Arbeit, den runden Herrschaften nicht viel besser anstanden, als einem Elephanten das erlernte Kompliment. Eine ewige Verlegenheit verriethen die Leutchen durch das Zucken der Mundwinkel, das Blinzeln der Augen und die Bewegilchkeit der Finger. Sie war endlich auch die peinigende Ursache ihrer baldigen Entfernung.

Der Abend war einer der schönsten des Frühsommers, die Luft rein und milde, und Nachtigallentöne flöteten durch die Buchenhallen. — Eduard war unerschöpflich an Laune, und der Mond stand am Himmel, ehe sie es meinten. Der Weg war nicht so ganz betreten; darum führte Eduard die Pfarrerin, und fand süße Belohnung dafür in den freundlich dankenden Blicken des Mädchens, welches sich dem Eindrucke des lieblichen Abends so ganz hingab, und mit kindlichem Sinne hier ein Blümchen bewun-

derte, dort einen Eichenkranz um Eduards Schläfe flocht, dann auf den Zehen mit angehaltenem Athem das Nachtigallmännchen belauschte, und nun wieder schwermüthig das Licht eines Butterblümchens ausblies, um die Dauer ihres und dann des Grafen Leben daraus sich wahrsagen zu lassen.

Jetzt saßen sie im Kahne. Der Mond zog den Silberstreif über den See. Die Sterne flimmerten in den leicht bewegten Wellen, und das dunkle Bild des Buchenwaldes schien den See ins Bodenlose zu vertiefen.

Leise sprach der Pfarrer von der Größe des Schöpfers, von Unsterblichkeit und Ewigkeit. Doch war seine Stimme so linde, so weich, seine Worte so begeistert, so aus der Tiefe der Wahrheit und Natur geschöpft, daß es war, als ob der Schöpfer selbst durch seine Werke rede. Ein jeder glaubte sein eigenes Gefühl mit Klarheit aus dem Dunkel der Seele hervorgetreten zu sehen. Eduard hauchte leise Töne, die der Flöte wie ein fernes Echo enthallten, zu diesen Worten, und es störte den Einklang nicht.

Es hatte das Mädchen, von Ahnungen eines höhern Glücks ergriffen, ihre glühende Wange

auf Eduards Arm gelegt und schaute mit dem schwimmenden Blick voll einer Götterseligkeit zu dem Jüngling auf.

„Was ist das Leben, Eduard?“ so sprach sie leise, „was ist es mehr, als ein Tropfen in der Ewigkeit? Was hat es Bleibendes, als Freundschaft und Erinnerung? — Freundschaft ist ein seltenes Blümchen auf der Heide unsers Lebens. Aber wo sie keimt, da giebt sie dem kurzen Leben — Unsterblichkeit.“

„O Christiane! Mag das Leben eine Kette von Krankheitsstoff und Elend sein, durch Sie habe ich des Lebens höhern Werth erkannt. Doch schmerzlich wäre es, vor einem offenen Himmel da zu stehen und nie den Eintritt zu erlangen. Sie haben mir den Himmel aufgethan, Christiane! O lassen Sie mich an Ihrer Hand das Heiligste betreten, und seien Sie mir eine Freundin auf meiner dunkeln Lebensbahn.“

Das Mädchen drückte seine Hand fester in der ihrigen; sie drückte ihre Wange fester auf Eduards Arm, und ein Blick voll Thränen verhieß dem Glücklichen Gewährung seiner Bitte.

Beim Auskleiden fragte Bastian listig, ob sich das Podagra gegeben habe.

„Bastian," sagte der Graf, wo das Leben eine höhere Ansicht gewährt, da vergißt man wohl gerne seines Körpers Schwächen."

Der Diener schüttelte den Kopf. So wunderlich war ihm der Herr bei allen seinen Grillen noch nicht vorgekommen. Die Tropfen goß er aus dem Fenster. Dann war's dem Grafen leid, und sagte, Bastian solle ihm morgen andere holen, weil man ein Leben, welches so schön sei, doch zu erhalten suchen müsse. Keine Pfeife wollte mehr brennen. Im Bette las er Young's Nachtgedanken, ohne aufzusehen, und nach einer halben Stunde bemerkte Bastian, daß er das Buch verkehrt in den Händen habe.

Acht Tage lang wurde das Uebel täglich ärger. So nahm er eines Abends den großen Hofhund in seine Arme, weil Christiane ihn geliebkost hatte. Ein anderesmal sprang er in voller Kleidung in den See, weil Christels Strohhütchen hineingeweht war. Mit einem grenzenlosen Eifer lernte er von ihr die Harfe spielen und sie von ihm die Flöte.

Ganze Tage waren sie auf der Sängerinsel —

beide allein. Er las mit ihr Geßners Idyllen und die Gedichte von Hölty, Salis und Matthisson. Und wie las er die Stellen vor! Nicht als ob er Worte spräche — nein, Auge, Hand und jeder Zug seines schönen Angesichts hauchte den idyllischen Sinn der Dichtung in des Mädchens empfängliche Seele.

Ein neues Leben ging ihnen auf.

Christiane hatte ihr sechszehntes Lebensjahr kaum vollendet. Sie war gerade in dem Alter, wo ein Mädchen Betrachtungen über sich selbst anzustellen pflegt, welche meistens ihr Schicksal bestimmen, deren Resultate aber, gerade weil sie die ersten eines noch nicht genug geübten Nachdenkens sind, und oft einen mächtigen Widersacher in dem schwellenden Busen zu bekämpfen haben, nicht immer zu den Weisesten gehören.

Nun hatte auch Christiane solche Stunden des Nachdenkens, und zwar jetzt öfter als ehedem, wo ihre Tage ausschließlich der Wirthschaftlichkeit, und in den Feierstunden den muntern Spielen der Jugend und ihren Lieblingen aus Florens Körbchen und von Cytherens Wagen geweiht waren. Dann fühlte sie sich wohl mit einer unsichtbaren Kraft zu dem Grafen hingezogen,

und sie legte dann wohl den Rosenfinger an die griechische Nase, und fragte sich leise: aber was soll daraus werden am Ende? Und eine Stimme erwiederte durch ein höheres Roth auf ihren Wangen tief aus dem Innern ihrer Seele und kaum vernehmlich: „Eine Liebe von ewiger Dauer!“ Doch ihre Lippen öffneten sich und lispelten verbessernd: „Eine zarte innige Freundschaft!“

„Wie nun aber — so dachte sie weiter — wenn nun Eduard eine Liebe für mich empfände; wie sie sein glänzendes Auge bei jenen Idyllen so oft verräth? Wenn dieses Auge an der Ewigkeit seiner Liebe keinen Zweifel mehr übrig ließe? Wenn er, Rang und Titel entsagend, für mich und meine Lämmer und meine Täubchen ein Hüttchen erbaute, an einem murmelnden Bache, unter flüsternden Ulmen, wo kein Verhältniß gilt, als Liebe und Unschuld? — Sollte ich dann einem Glücke entsagen, welches so einzig für mich geschaffen ist? — — Zwar ist er nicht ganz geboren, in dieser Sphäre der reinen Natur den höchsten Schmuck des Lebens zu empfangen. Freilich widerstrebt sein kränklicher, an weichliche Bedürfnisse der feinern Welt gewöhnter Körpe[r] sem reinen sinnigen Naturverein; — doch n[…]

könnte dieses allmächtige Gefühl der Liebe, welches nur in dem Herzen wohnt und Prunk und Glanz verschmäht, nicht das einfache Landmädchen eben so wohl zu der Gattin eines Grafen erheben, als diesen zum harmlosen Landmann, oder zu einem Schäfer aus jener Idyllenwelt, umgestalten? — Aber, soll ich feindlich zwischen Verhältnisse treten, die Eduard von Jugend auf zu ehren gelernt hat? Soll ich, die in jeder Hütte hier mit Liebe aufgenommen wird, allein in meines Gatten Schlosse, als die Verachtete erscheinen? — O nimmermehr! Lieber wollte ich unsers Amtmanns Lämmer hüten, damit nur Alles mich mit Liebe umfängt!"

„Doch wie, wenn ich wirklich nicht des guten Pfarrers Tochter wäre, wie so mancher wissen will? Wenn ich gleichen Ranges mit ihm wäre, und ein Zufall endlich das Dunkel enthüllte, welches meine Jugend umschleiert? — Ich könnte Gewißheit haben, wenn ich den Vater fragte oder die Mutter. Aber wie sollte ich es über mich vermögen, die Guten durch die Frage zu kränken: Nicht wahr, ich bin eure Tochter nicht? — Soll- [illegible]e nicht meinen, ich wollte ihnen die zärtliche [illegible] mit dem Wunsche vergelten, ihre Tochter

nicht zu sein? — Und doch ist es mir noch so sinnlich, daß ich als kleines Mädchen glänzendere Umgebungen hatte, als gegenwärtig. Auch hieß ich damals anders, wenn ich nicht irre, und bin in einem schönen Wagen mit vier muntern Pferden gefahren. Sonderbar ist doch auch der jährliche Besuch von der verschleierten Dame, die immer so freundlich mit mir ist und mir so allerliebste Sachen schenkt. Wenn ich nur hinter das Geheimniß kommen könnte! — Wer weiß? wer weiß? — Nun, das Schicksal mag entscheiden; liebt er mich wirklich, so ist das ein Zeichen, daß ich für ihn bestimmt bin. Nun, ich will aber nichts gesagt haben!"

Graf Eduard hatte nun aber auch seine eigene Liebesphilosophie in diesem neuen Leben, doch lautete diese etwas anders.

„Ich bin zwar kränklich", sagte er, „aber man hat ja wohl eher Beispiele der Genesung durch die Verbindung mit einer gesunden jungen Person des andern Geschlechts. O fi! über den garstigen Egoismus! Und das arme Geschöpf sollte dann meine Schwächlichkeit erben? — Wie aber, wenn schon das tägliche Anschauen dieses heitern,

lebenswarmen Wesens den Urstoff der Krankheit hinweg sympathisirte aus meinem Körper? Wenn ich schon jetzt mich einer Gesundheit zu erfreuen hätte, wie ich sie nur in meinen ersten Knabenjahren empfand? — Und dem scheint so zu sein. Ich vergesse meine Tropfen, meine Molkenkur, meinen Sauerbrunnen, meinen Gichttaffent und Pelze; selbst die gemeinste Vorsicht setze ich aus den Augen, und so oft ich bei ihr bin, fehlt mir nichts, gar nichts."

„Aber sie ist eine Bürgerstochter — das Vorurtheil besteht einmal. Meine Mutter ist unversöhnlich in solchen Fällen. Der Daunsche Stammbaum erhielte den ersten sogenannten Flecken, und meine schönen Lehne gingen alle zum T—. Nein, es ist nichts mit deinen Planen von Glückseligkeit — nichts als Schwärmerei. Eduard, hüte dich, daß du kein Bösewicht wirst. Adieu, himmlisches Wesen, das mich des Lebens Hoheit kennen lehrte! Adieu — morgen reise ich ab! — Morgen schon? Warum so eilig? Ich kann ja warten, bis die Gefahr dringender wird. Zudem bin ich ja mündig — Herr meiner Güter und meines Willens. Des Mannes Wille ist des Vorurtheils Meister — und meine Mutter? Je-

nun, die würde sich in die Nothwendigkeit fügen. Ein Leben voll hoher, inniger Seelenfreuden gilt wohl mehr, als todtes Pergament, und besser ist ein Fleck im Stammbaum, als ein Fleck im Leben. So ganz verwerflich sind doch die Plane für mein Lebensglück eben nicht, und die Schwärmerei damit ist wundersüß. In unserer Brust sind unsers Schicksals Sterne, sagt unser Schiller; und frage ich die — ja dann bleibe ich noch hier, und warte, bis sie deutlicher reden."

So war denn durch diese Betrachtungen in das äussere Leben der Beiden wohl etwas mehr Zurückhaltung gekommen, welche aber oft und immer öfter den Ausbrüchen der heftiger lodernden Flamme im innern Leben weichen mußte. So war auch in ihren Unterhaltungen nie der sanfte, warme Mittelton zu treffen, welchen die Freundschaft so herrlich über das Lebensgemälde wirft.

Guten Morgen, Mamsell! Guten Morgen, Herr Graf! So fing sich meistens jeder Tag an; und am Abend lispelte sie leise: „Gute Nacht, mein Eduard!" Und er sagte: „Möge dich mein Bild lieblich umgaukeln, du Göttliche!"

Traten sie einen Spaziergang an, so hieß es

wohl; „Das Wetter ist schön!“ — „Passabel.“ — „Die Sperlinge schreien unausstehlich!“ — „Der Staub ist erstickend!“ — Die Gänse haben erzdumme Gesichter!“ — Der Busch ist feucht!“ und dergleichen. — Doch dann konnte eine Nachtigall flöten — Christel legte das Köpfchen an ihres Begleiters Schulter und horchte; oder es weideten die Rinder unter den weißen Buchenstämmen und läuteten, oder der Schwan zog daher durch den Spiegel des Sees; drüben saß der Schäfer und blies die Schalmei, und seine weiße Heerde hatte sich um ihn her auf dem grünen Hügel gelagert; die Sonne vergoldete ihre Abendwolken, und das Zauberbild war, mit allen den herrlichen Baumgruppen am Ufer, verdoppelt im See — dann schlang Eduard im hohen Selbstvergessen seinen Arm um Christels Leib, und sagte mit innigem Gefühle:

„Natur, ich sinke
An deinen Busen;
Mit Mutterliebe
Nimm mich zu dir!“

Nun nannten sie Freundschaft, was schon Leidenschaft sprach, und hohe Feuerküsse waren,

wie sie meinten, nur der harmlosen Freundschaft gezollt.

O der seligen Täuschung, wo das Wort Liebe noch dunkel im Herzen schlummert und das Gefühl der Liebe mit tausend Engelzungen aus jedem Nerv der Glücklichen redet!

Doch diese Täuschung, welche im Freudentausche des Lebens den Scheitelpunkt umfängt, ist nicht von ewiger Dauer. Lauter und immer lauter sprach es in Beider Herzen: „Es ist schon unendliche Liebe, was ihr noch Freundschaft nennt.„ Immer gefügiger wurde der Geist dem Herzen, und Beide erkannten endlich auch als höchst verständig, was schon längst die Gemüther für tadellos hielten. So sanken sie denn eines Abends beide in der Trunkenheit der Freundschaft, Eines an des Andern Busen, und das Wort Liebe entwand sich ihren Lippen. Es war mit Ewigkeit und Unendlichkeit gepaart, und die Pappeln am Ufer flüsterten Beifall, der Bach murmelte Zufriedenheit, und die Sonne lächelte vor dem Scheiden noch ihren Segen herab auf die Liebenden. Die Nachtigall sang den Hymnus zur Brautfeier der Natur, und die Sterne blick

ten freundlich auf die heimwandelnden Seligen herab.

„Vater, deinen Segen!“ sagte Graf Eduard, und beugte sich nieder auf seine Knie vor dem würdigen Greise, und Christiane senkte ihr Lockenhaupt schluchzend auf des Vaters Knie. Die Mutter stand daneben und faltete die Hände.

„Der Ewige schütte seinen reichen Segen auf Euch herab!“ so sprach der Greis. „Nur aus reinem Herzen sprießt die unendliche Liebe. Euer Glück ist gesichert durch diese Reinheit der Herzen. Mag euch der Herr der Welten eben so gütig durch die starken Klippen leiten, welche eurer Verbindung noch entgegenstehen. Nur wenn Ihre Frau Mutter einwilligt, Graf Eduard, nur dann kann die Pfarrerstochter Ihre Gattin werden. Meine Christiane ist zu edel, um sich einzudrängen in einen Stand, wo stolze Verachtung ihr Loos sein wird. Nicht immer, lieber Graf, behält das Leben die rosige Ansicht der Jugend; nicht immer lodert das Feuer der Liebe so hoch, daß es taub macht gegen Vorwürfe, die aus der gestörten Ordnung des bürgerlichen Lebens ungerufen sich vordrängen. Es werden Stunden

kommen, wo die Bitterkeit über das Achselzucken der Welt wegen Ihrer Heirath sich gegen die unschuldige Ursache derselben wenden wird; wo vielleicht Ihre eigenen Söhne Ihnen einmal den Vorwurf machen werden: ohne deine Mißheirath wären wir nun geehrt und glücklich, und jetzt — sind wir nicht einmal Erben deiner reichen Lehne, und müssen erröthen, um die Hand eines ebenbürtigen Fräuleins zu werben. — Nein, mein Graf, Sie werden diese Klippen durch keinen Schwur der Liebe umgehen. Schreiben Sie Ihrer Mutter, was ein sehnendes Herz nur Rührendes hat. Sie ist stolz; aber die kalte Aussenwelt hat ihre Gefühle noch nicht abgestumpft. Bis dahin müssen Sie sich trennen von meiner Christiane. Gott weiß, wie schwer es mir wird, dieses Wort auszusprechen!

„Halten Sie ein!" rief der Graf in den Akzenten des höchsten Schmerzes; „Sehen Sie nicht die entblätterte Rose dorthin gesunken? — Ich erkenne meine Pflichten als Sohn und als Graf — aber bei Gott im Himmel auch die als Mensch! Diese sind älter, und ihnen werde ich gehorsamen. — Jetzt will ich dich verlassen, Christiane; aber bald, bald eile ich wieder in deine

Arme, und dann soll keine irdische Macht uns trennen.“

Ein matter Blick des Mädchens verhieß ihm Gewährung mit der himmlischen Freundlichkeit einer frommen Sterbenden. Noch einmal riß er sie an sein Herz; dann stürmte er hinaus mit wilder Heftigkeit.

„Bastian! weiter bringt mich kein Gott und kein Teufel!“ So sprach der Grgf unter den ersten Linden vor Ulmenau, und sah mit einem langen schmerzenvollen Blicke zurück über den See auf die Sängerinsel und auf das liebliche Dörfchen, welches den Inbegriff seiner irdischen Glückseligkeit umschloß.

Das rothe Dach des Pfarrhauses schimmerte hervor durch die Bäume und Strohhütten. Es war ihm nicht möglich, sich aus dem magischen Gesichtskreise desselben zu entfernen. Da stand ein Gasthof, nicht weit vom Ufer — ein helles und reinliches Haus. Hier bezog er ein Zimmer nach dem See zu, und mühete sich von frühe bis spät, das Undurchdringliche zu durchschauen. Auch gelang ihm das auf einige Weise; denn er sah seine Geli[illegible]f dem Stübchen, welches er ver-

lassen hatte, sitzen und weinen, und hörte ihre Lieder voll inniger Wehmuth, vernahm die leisen zitternden Töne ihrer Harfe, und auch sein Auge füllte sich mit Thränen; dann aber sah er sie wieder geschäftig im Hause walten, die Täubchen füttern, die Blumen begießen, dem Vater die Halskrause zubinden, den Schlafrock herbeiholen u. dgl. m., und er schmollte heimlich mit dem Mädchen, daß sie ihn so leicht vergessen habe. Doch wenn drüben am See durch Zufall etwas Weißes schimmerte, dann schlug ihm das Herz höher vor Freude, denn es malte ihm sein schaffender Geist das Bild der Geliebten bis zum Berühren täuschend.

Es war eine ewige Regsamkeit der Seele, die ihn dort fesselte am Fenster, und vergebens erinnerte ihn Bastian, an die Mutter zu schreiben.

Erst als der letzte Strahl aus Osten von dem rothen Pfarrdache gewichen war; als den See und sein fernes Ufer ein röthliches Grau verhüllte, und selbst die Sterne, welche drüben auch der Geliebten gelächelt hatten, mit Wolken überzogen waren — erst da sank er ermattet auf seinen Sessel zurück, und forderte Licht und Schreibgeräth.

Die ganze Nacht brachte er mit glühenden Wangen schreibend hin. Die zerrissenen Blätter deckten den Boden, wie Blüthenschnee im Gartenfeld; denn keine Worte waren im Stande zu schildern, was er empfand, und es auf eine Weise zu sagen, wie jene weniger hart an das Vorurtheil seiner Mutter anstoßen möchten, da dem Briefe nicht, wie der Rede, ein bewegter Ton der Stimme, oder ein sanfter Blick, als bittender Begleiter, mitgegeben werden konnte.

Endlich siegelte er kopfschüttelnd, und Bastian mußte eilends damit nach Daunstein reisen, wo seine Mutter jetzt weilte.

Der Weg war weit. Vor Verlauf von vierzehn Tagen konnte Bastian nicht zurück sein. Eine Ewigkeit für den Liebenden!

Indeß hatte nun Pachters Valentin wohl begriffen, daß er durch sein Davonlaufen auf der Sängerinsel eben keinen Schritt näher zu dem Herzen der Rautenberger Christel getreten war; ja es wurde ihm sogar begreiflich, daß er seinem Nebenbuhler dadurch augenscheinlich das Feld geräumt habe. Allein was will das sagen? Geschehene Dinge sind nicht zu ändern, und ein

Mann muß suchen, den Karren, welchen er in den Sumpf geschoben hat, auf irgend eine Weise wieder herauszuziehen.

Diesen Grundsatz hatte ihm die Mama so oft gepredigt, und dabei den muthmaßlichen Reichthum der vermeinten Pfarrerstochter, welcher sogar habe einen Grafen locken können, so ungeheuer zu schildern gewußt, daß Valentinchen den lieben langen Tag mit übergeschlagenen Beinen hinter dem großen Kachelofen saß, und durch Käuen mit den Nägeln und Kratzen hinter den Ohren ein tiefes, wiewohl vergebliches Nachdenken verrieth, und auch wirklich darauf sann, seinen Gegner aus dem Sattel zu heben.

Vergebliche Arbeit macht Unmuth; deshalb wurden die Ackerjungen geprügelt von Valentinchen, die Hunde getreten, die Pferde gespornt, selbst Papa und Mama mit harten Worten regalirt — allein es kam dennoch kein klügerer Rath, auch nicht über Nacht.

Doch das Glück verläßt die Dummen nicht. Eines Morgens berichtete der Hofmeister, nachdem die Ackerangelegenheiten abgemacht und die Denkwürdigkeiten aus der Gesindestube der Herrschaft hinterbracht waren, daß unten im Kruge

sich ein fremder Graf aufhalte, welcher die Rautenberger Christel habe heirathen wollen, dafür aber vom alten Pfarrer mit Sack und Pack zum Hause hinaus geworfen worden sei.

Im Hui hatte der widerlich gestaltete Hofmeister Valentinchens Wurstlippen im Gesicht und dessen Fäuste in den Rippen — alles das aus übergroßer Freude und Dankbarkeit. „Für diese Nachricht sollst du auch — sagte Valentin, und suchte in allen Taschen — du sollst auch — in meinem Testamente bedacht werden.“ Der alte Mann zog die zum Empfange eines Trinkgeldes ausgestreckte Rechte zurück, das aufgehellte Gesicht wieder in düstere Falten und ging kopfschüttelnd seiner Wege.

Die Mutter hatte ihn nun von allem unterrichtet, und laut vor sich hin sein Pensum sprechend, ging er dem Wirthshause zu.

Als er oben bei dem Grafen angekommen war, freute er sich sehr wortreich der Ehre, die das Weichbild seines Dorfes genösse, in seinen Umgebungen eine Person von solcher Distinktion zu erblicken; empfahl sich seiner hochgräflichen Gewogenheit, und entschuldigte sehr sinnreich seine Unart auf der Sängerinsel damit, daß er in der

hochgräflichen Wohlgestalt gleichsam einen Herzensräuber erkannt habe, und solchen Umständen nach seine Gegenwart, so wie auch das Dasein des Kalbsbratens, für um so überflüssiger gehalten habe, als zärtliche Herzen so wenig der Zeugen als der körperlichen Nahrung bedürften.

Wie nun aber der Graf aus Ueberdruß zum Fenster hinausblickte, da ersah Valentin die Gelegenheit, und langte mit einer zuckenden Bewegung ein Taschentuch vom Tische herab, welches den Namen Eduard in einen Rosenkranz geschlungen trug. Dann beurlaubte er sich mit dem geborgenen Fund, und ritt, was der Braune laufen mochte, nach Rautenberg, nachdem er zuvor das geraubte Tuch mit Kälberblut bespritzt hatte.

Christel sah ihn kommen. Ihr Auge war immer mit Thränen gefüllt; aber jetzt gerade lief ihr der Tod über's Grab, wie man zu sagen pflegt, und ihr ahndete nichts Gutes. Sie war schon blaß, als Valentin eintrat.

Nach kurzer Einleitung fragte dieser, ob Graf Daun noch hier sei?

„Nein!“ sagte der Pfarrer.

„Wann ist er abgereiset?" fragte Valentin verlegen.

„Am Sonntage Abends."

„Hm! Sonderbar. — Auf Ehre, das trifft ja überein mit der Aussage der Gaudiebe. Und sein Vorname?"

„Eduard heißt er." — „Eduard!" sagte das Mädchen, mit ganz bleichen Lippen und stockendem Athem.

„Sollten Sie wohl, Mamsell, sein Taschentuch wieder erkennen? Es würde viel zur Ueberführung seiner Mörder beitragen." Damit hielt er ihr das blutige Taschentuch mit Eduards Namenszuge vor, und das Mädchen sank leblos zurück. Den beiden Alten entfuhr ein Schrei des Entsetzens, und sie faßten krampfhaft Valentins Arm, wie der Schiffbrüchige das letzte Brett ergreift im weiten öden Weltmeere. Nur ein Wort des Trostes sollte er sprechen, nur eins — um die Tochter zu beleben. Doch Valentin lächelte bei dem Jammer und freute sich der gelungenen List. Der Funken hatte Feuer gefangen. Es war genug für heute. Er entfernte sich eilig.

Täglich ritt nun Valentin hinüber nach

Rautenberg, immer unter des Grafen Fenster durch. Dort hatte er sich nothwendig gemacht. Denn bald brachte er Hoffnung, daß der angeblich Ermordete, dessen Körper man in dem dichten Walde noch nicht gefunden habe, nicht der Graf sei; dann aber hatten die Mörder wieder Merkmale angegeben, die ihn genau bezeichneten. Die eingefangenen Räuber waren, wie er sagte, sogleich in die Residenz gebracht worden, von wo er täglich Nachricht erhielte von der Lage der Sache.

Durch das ewige Schwanken, worin er die Gemüther zwischen Furcht und Hoffnung erhielt, gewann er für sich, daß man seiner Ankunft mit einer bangen Sehnsucht entgegen sah und ihn wie einen theilnehmenden Freund behandelte.

So glaubte der eitle Valentin seinem Ziele näher zu rücken. Doch nun galt es, auch den noch immer gefährlichen Grafen zu entfernen. Und das war eine größere Aufgabe.

Eduard hatte aus seinem Fenster die öftern Ritte des reichen Pachterssohns gesehen. Er las in dessen immer frohen Blicken Erfüllung längst gehegter Wünsche. Lauter und immer lauter

sprachen die Knechte und Mägde unter seinem Fenster des Abends in den Feierstunden von der bevorstehenden Verbindung von Amtmanns Valentinchen und Pastors Christel.

Zwar sagte ihm sein heller Geist, es sei unmöglich, daß seine Geliebte treulos werden, daß ein Mädchen von diesen Reizen der Seele und des Körpers einem solchen Menschen sich hingeben könne. Indeß unter allen Blinden ist die blindeste die Eifersucht. Das Unmöglichste ist ihr wahrscheinlich, das Wahrscheinliche gewiß. Was sollte sie nicht für Unheil stiften in der Brust eines Hypochonders, welcher durch die Einsamkeit und Trennung von der Geliebten wieder mit den schwärzesten Aussichten in die Zukunft erfüllt war? — Sein Körper war nun wohl dieses Mal nicht der Gegenstand seiner Betrachtungen. Es lastete schwer auf ihm die Ahnung eines Unglücks. Seine Seele und das Gemüth waren ergriffen von der Trennung. Diese litten unaussprechlich.

„Meiner Mutter Stolz wird sich nicht fügen", sagte er, „das ist gewiß. Das weiß Christianens Vater, darum hat er mich zu entfernen gesucht durch eitle Hoffnung. Was vermag nicht der Eltern Zureden über ein weiches kindliches Ge-

müth! — O Gott! Es ist nur zu gewiß — Christiane wird dem elenden Wicht verkuppelt. — Welches Unglück sollte noch zweifelhaft sein, wenn es mich betrifft? Bin ich nicht zum Elende geboren? — Noch einen Versuch will ich wagen, gegen mein Schicksal zu kämpfen — ich will ihr schreiben.

Es geschah. Der Hausknecht brachte die Nachricht zurück: Mamsell Christel sei mit Herrn Valentin allein in der Stube gewesen. Sie lasse schön grüßen, aber sie sei behindert, zu schreiben.

Das war ein Donnerschlag für Eduards Herz. Sein Brief war so rührend, so liebevoll gewesen; er hatte vor dem Mädchen seines Herzens in schwermüthigen Tönen die trüben Ahnungen seiner Seele ausgehaucht — und nicht einmal Antwort! — Allein mit dem Verhaßten, und heiter war sie gewesen, wie der Bote sagt — gelacht hatte sie sogar? — „O über die Weiber, über die Weiber! — und über mein Schicksal!“

Er schrieb wieder und immer wieder und noch rührender. Doch immer — ähnliche Antwort. Endlich hieß es sogar, sie sei abgereiset [illegible] Stadt, um — einzukaufen zur [illegible]

Valentin wollte auch morgen zur Stadt reisen, sagte der Wirth. — Das Maas seines Elends war nun übervoll.

Er betrachtete lange finster seine Pistolen. Dann lud er sie mit einer Eiskälte in seinen Gliedern, und versuchte die Güte des Steins und des Hahns. „Nun“, sagte er mit Kälte und Ingrimm, „erst ihn, dann mich! Und die Treulose mag das Gewissen zum Grabe martern!“

In dem Augenblicke kam athemlos Bastian herein und überreichte seinem Herrn mit lauter Freude einen Brief von dessen Mutter.

Eduard lachte wild und warf den Brief weit von sich weg in eine Ecke des Zimmers. — Bastian stand versteinert.

Es war bald Abend. Eduard sah nach der Uhr. „Jetzt muß er zurückkehren!“ sprach er halblaut vor sich hin, und steckte die Pistolen zu sich.

Bastian warf sich vor ihm nieder, und flehte mit Thränen und Händeringen um das kleinste Wort des Vertrauens. Er wollte seinen Herrn
[illegible] ur Thür hinaus lassen. „O Gott!“ rief
[illegible] h es denn erleben, daß mein armer

Herr ein Selbstmörder wird? Ist denn das ewige Heil nichts, wenn auch hier unten uns Unglück bestürmt? — Nein, ich weiche nicht von dieser Schwelle — erst muß ich die Werkzeuge des Mordes Ihnen entwunden haben."

„Geh!" sagte der Graf schneidend: „oder ich schieße dich nieder. Höhern Zwecken muß ein Menschenleben nicht im Wege stehen!"

„Hier ist meine Brust, Herr Graf! Schießen Sie mich nieder. Was soll mir auch das Leben, wenn mein Milchbruder, der geliebte Spielgenosse meiner Jugend, der angebetete Herr, nicht mehr leben will? — Schießen Sie zu!"

Der Graf ließ seinen Arm sinken, nahm den treuen Diener an sein Herz, und sagte dann leise: „Ja, mein Freund, ich habe einen schweren Gang vor. Die Zeit verrinnt, darum sage ich dir nichts mehr. Du magst mir folgen auf zehn Schritte. Aber das schwöre ich dir bei allem was heilig ist, der erste Schuß ist nicht auf meine Brust gerichtet. Gilt dir die letzte Bitte eines Sterbenden nur etwas: so laß mich gehen!"

Bastian trat zurück und folgte schweigend seinem Herrn am Seegestade hin zu dem Wäld-

chen, durch welches in endlosen Krümmungen der Nautenberger Fußsteig geht.

Eine Weile hatten sie so gestanden, jeder hinter einen Stamm gedrückt, da hörten sie Pferdegetrappel. Eine Männerstimme sang bald einige Strophen aus Schillers Reiterliede, bald aus dem Kanon: Gretel, du hast ein breit Gesicht. Jetzt bog der fröhliche Reiter um ein Gebüsch. Es war Valentin.

Eduard trat heran zu ihm und sagte kalt, indem er die Zügel des Pferdes ergriff: „Mein Herr, Sie werden die Güte haben, mir zu folgen. Ich habe mit Ihnen zu reden unter vier Augen. Das erste Wort, die leiseste Weigerung, und Sie sind des Todes!“ Bei den letzten Worten schlug er an auf den Bestürzten.

Dieser hatte alles Leben verloren, und ließ das Pferd leiten in das Dickicht hinein. Die Röthe seiner Wangen hatte sich in gelbliches Weiß verwandelt, die Augen waren erloschen, das Muskelfleisch seines feisten Angesichts hing erschlaft herab; selbst die untere Kinnlade hatte die Schließkraft verloren. An Behalten der Bügel und des Zaums war gar nicht zu denken, und

ein lautes Wort hervorzubringen gehörte unter die Unmöglichkeiten der gelähmten Zunge. Er zitterte am ganzen Leibe vor Furcht.

In diesem Zustande kam er auf einen grünen Platz tief im Walde.

„Sitzen Sie ab!“ gebot der Graf.

Valentin purzelte vom Pferde und sank auf die Knie. Das Wort Gnade war das einzige, welches er im fast pfeifenden Tone herstammelte.

„Sie sind zwar der Meuchelmörder meines Glückes“, sagte Eduard; „doch will ich nicht der Meuchelmörder Ihres Lebens sein. Sie werden sich mit mir schießen. Wählen Sie!“

„O Jesulein, du meine Zuversicht!“ rief Valentin mit einem Thränenstrom: „Ich sollte meine Hände mit Blut besudeln? Ich unschuldiges Lämmlein vor dem Herrn!“

„Nicht gezaudert, mein Herr, sonst schieße ich zuerst. Doch vor Ihrem Ende will ich noch das Bekenntniß hören, daß Christiane treulos ist und Sie ein Schurke sind. Also heraus damit! Sie sind mit des Pfarrers Tochter aus Rautenberg verlobt?“

„Hilf Himmel und alle himmlischen Heer-

schaaren! Wenn der Herr Graf befehlen — ja! — aber eigentlich bin ich nicht mit ihr versprochen und werde es wohl nun und nimmermehr werden!“ —

„Sieh, du Bösewicht! könnte ich dir das glauben, was dir die Angst da ausgepreßt, so ließe ich dich laufen, daß dich deine Mama wieder hätscheln könnte, auf den Schreck. Aber so ist es nichts — du mußt daran. — Ich habe Briefe geschrieben, und keine Antwort erhalten. Sie ist treulos und du der Verführer. Wähle! oder ich schieße.“

„Ach du lieber Heiland! die Briefe habe ich ja aufgefangen!“

„Lügen! Der Bote hat sie selbst übergeben.“

„Aber du Allmächtiger! so glauben Sie doch nur einmal meinen Worten. — Der Hausknecht war ja von mir gewonnen, hier sind Ihre Briefe wieder; alle zusammen, es fehlt auch nicht ein Ach! oder O! daran.“

Hastig griff Eduard darnach. Sie waren unerbrochen. Es waren die Seinigen. Die Hände sanken ihm nieder am Leibe, die Augen schlug er auf zum Himmel und Thränen entstürzten den Augen. Nach einer Pause sagte er tief bewegt:

„Frommer, heiliger Gott! — so bist du schuldlos, du reiner, himmlischer Engel. Nicht was ich litt ist mir schmerzlich — nein! — Dich verkannt zu haben, ist mein Unglück.“ —

Die Waffen waren seinen Händen entsunken. Aus dem Löwen war ein Lamm geworden und aus dem kräftigen Manne ein weichweinendes Kind.

Ermuthigt durch die Weichheit seines Gegners erzählte dann Valentin, wie er wirklich ernsthafte Absichten auf die Pfarrerstochter gehabt habe, daß jedoch alle seine Mühe vergebens gewesen sei. Heute habe er nun Christeln allein gefunden, und diesen Umstand für günstig haltend, deutlicher mit seinen Anträgen hervor treten zu müssen geglaubt. Da er nun, um die Sache schicklich einzuleiten, die Mamsell um den Leib gepackt und sie habe küssen wollen, so sei diese so aufgebracht geworden, daß sie ihm den Anfang seiner Liebeserklärung mit einer Ohrfeige vergolten habe. Wie er nun aber auf solche Kleinigkeiten nicht zu achten pflege und nur um so ernstlicher auf sie eingedrungen sei, so habe die kleine Heldin eine Schere ergriffen und ihn damit zum Hause hinaus gejagt. Er wunderte sich darüber um so mehr, da die kleine Spröde in der Meinung stehe, der Herr Graf wären mausetodt

„Tod?“ rief der Graf in den Akzenten der schmerzlichsten Ueberraschung und warf sich auf den Braunen, welcher mit dem kräftigen Reuter mit Sturmwindseile davon flog, nach Rautenberg zu.

Vor dem Dorfe stürzte der Braune zusammen vom rasenden Lauf.

Eduard sprang ab und trat mit dem ersten Dämmerlichte des Abends in des Pfarrers Wohnzimmer ein. Ein Schrei des Entsetzens empfing ihn. Christiane lag erbleicht und sprachlos am Boden. Die Mutter kreuzigte und segnete sich; der Pfarrer sah ihn mit starren Augen an.

In Eduards Armen erwachte das Mädchen. Sie schlug das Auge auf und lächelte, wie eine Verklärte; dann schloß sie es wieder, als ob sie sich selbst nicht traue in ein Leben zurückzukehren, welches für sie so viel Schmerzen hatte. Sie lispelte leise, kaum hörbar: „Mein Eduard; so habe ich dich denn wieder, jenseits des Grabes?“ —

„Wo bin ich? — sprach sie dann unter seinen lebenswarmen Küssen zum helleren Bewußtseyn erwacht. — „Wo? — da ist ja der Vater und die Mutter — und du mein Eduard! — Du bist

nicht erschlagen? — Sprich doch mein Guter! ich leide ja so schmerzlich durch die Ungewißheit!“

Nun klärte sich Alles auf und die Liebenden kannten ihres Glückes kein Maaß. Ihr hoher Seelenfrieden war so groß, daß sie nicht einmal dem Urheber ihrer Leiden zu fluchen vermochten. Selbst der Pfarrer vergaß Eduards Versprechen, nicht zurückzukehren vor der Antwort der Mutter, und sicher hätte diese Antwort noch lange in der Ecke des Zimmers im Gasthause von Almenau gelegen, wenn nicht Bastian, nachdem er dem Herrn Valentin seine Erkenntlichkeit mit dem Knotenstocke auf den Rücken gezeichnet hatte, zurückgeeilt und noch spät am Abend mit diesem Brieflein im Rautenberger Pfarrhause eingetroffen wäre.

Zwar fand dieser Brief jetzt eine freundlichere Aufnahme, wo sich Christel wieder mit funkelnden Blicken auf Eduards Knieen schaukelte. Aber ehe er das Siegel erbrach, that er einen hohen Schwur, die Geliebte müsse seine Gattin werden, der Brief möge enthalten, was er wolle. —„Mein Wort habe ich der Liebe verpfändet — ich muß es lösen!“ So rief er feurig und schloß die Geliebte enger an sein hochschlagendes Herz,

dann erbrach er rasch das große gräfliche Wappen und las:

„Mein Sohn, Du kennst meine Gesinnungen über Mißheirath. Zu ändern vermochte sie Dein Brief nicht, welcher mich mit einer Wehmuth ohne Gleichen erfüllte. Hindern kann ich eben so wenig, was Du als ein unabhängiger Mann über Dein Schicksal beschließest. Die Erwählte Deines Herzens wird Deiner werth seyn, dafür bürgt mir Dein reiner Sinn, für alles Gute und Schöne, deshalb werde ich sie auch — sei ihr Stand, welcher es wolle — als meine Tochter in die offenen Mutterarme schließen. Nur muß ich sicher sein, daß nicht ein flüchtiger Rausch Dich gefesselt habe. Der Mann, welcher sich nicht entblödet, die Ketten des Verhältnisses zu zerbrechen, wird auch, wenn kein Sinnenrausch ihn umfängt, dieses der Welt frei und offen bekennen. Die Gelegenheit dazu ist da. Am 25. dieses Monats wird der Fürst mit dem ganzen Hofstaate auf Daunstein die Jagd eröffnen. Auch die Eltern des Mädchens, welches Dir bestimmt war, der Hofmarschall, Graf Eichhorst, wird anwesend sein. Wagst Du es vor diese hinzutreten und Deine Braut in dem einfachen Ge-

wande, welches sie jetzt trägt, vorzustellen; nun dann — aber erst dann sei mir tausendmal willkommen mit Deiner liebenswürdigen Lebensgefährtin.“

Amalie, Gräfin v. Daun.

Ha! das will ich theuerste Mutter, du hast den tiefsten Wunsch meiner Seele errathen. Hintreten will ich mit ihr, vor die feilen Sklaven ihres Vorurtheils, und sie sollen staunen und erblinden vor dem einfachen Glanze der Tugend und Unschuld.

So rief Eduard, und küßte die theuern Züge der mütterlichen Hand.

Zwar bangte dem Mädchen vor diesem Auftritt; aber sie gedachte der Wünsche einer zweiten Mutter, welche sie jetzt schon mit der Innigkeit eines jugendlichen, so leicht gewonnenen Herzens liebte, sie gedachte sich ihren Eduard dadurch zu verdienen, und die mädchenhafte Schüchternheit wich einer hohen Entschlossenheit.

Der Tag war nahe. Schon morgen mußte man abreisen. Noch wollte die Mutter vieles an Christels Kleidung ändern, allein diese fragte ihren Eduard schalkhaft, sich vor ihm umdrehend: „gefalle ich dir so?“ — Und als dieser

nun freundlich nickte, da sagte sie: „ich will ja nicht glänzen, Mutter! — nein, um meiner Demuth willen sollen sie mich lieben.“ —

Des andern Tages ging es im raschen Trabe dem Daunstein zu. Zwar beflügelte des Grafen Börse die Postpferde, indeß war man doch schon zwei Tage auf der Landstraße und der Graf meinte kaum ei Stunden mit ihr gefahren zu sein.

O war auch eine unbeschreibliche Lust, mit diesem Mädchen zu reisen. Die ewige Regsamkeit des so rein kindlichen Gemüths; von jeder Baumgruppe, jedem romantischen Dörfchen, jeder weidenden Heerde, jeder weiten Aussicht mit Städten und Flecken in zahlloser Menge übersäet, so wunderlieblich angesprochen, gab seine Empfindungen wieder in Worte, welche wie Weihegesang und Dichtung klangen, von einer sprechenden Beweglichkeit der feinen Züge belebt, wie sie nur von der höchsten Wahrheit der Gefühle erzeigt werden kann.

So manche unzarte Verhältnisse, welche Reisen mit dem andern Geschlechte mit sich führen, wurden so leicht und sicher von ihr umgangen. Sie

war für Eduard die Schutzheilige der Reise; die lieblichste der Horen, und Venus Amathusia.

Graf Eduard, der diesen Weg noch vor wenigen Wochen in der wärmern Jahreszeit in Pelze gehüllt, unter Mixturen vergraben, wehklagend und sein Leben verwünschend zurückgelegt hatte, fuhr jetzt in entgegengesetzter Richtung, im leichten Sommerkleide, scherzend und lachend, ohne der Gebrechen des menschlichen Körpers zu denken und ein rosiger Schleier hing vor seiner Zukunft statt des schwarzen Flors auf dem Herwege.

Das vermag nur die Liebe, wenn sie rein ist und edel.

Um Mittag des vierten Tages fuhren sie über die gothische Zugbrücke des Daunsteins. Finster ist die alte noch herrlich erhaltene Ritterburg im Aeußern. Der graue Thon des Gesteins, die Zinnen auf den Mauern, die Himmelhöhe ihres Standorts giebt ihr ein ehrwürdiges Ansehen. Aber die gewählteste Pracht herrscht im Innern der weiten Gemächer. Hier scheint Luxus und Mode den Geist der Ahnen ausgetrieben und ihn hinaus auf den düstern Schloßhof gewiesen zu haben.

Es wurde dem Mädchen wohl bange bei der

düstern Einfahrt. Sie war wohl ergriffen von dem schaurig erhabenen Eindrucke des Ganzen, und sie zagte wohl vor dem nächsten Augenblicke; denn glänzende Diener auf den Steigen deuteten auf die Pracht, welche sie dort oben blenden sollte, doch ein Blick in Eduards dunkelglühendes Auge, ein Druck seiner Hand, ein Wink und die leise geflüsterten Worte: „sei standhaft meine Geliebte!“ gaben ihr den Muth und die Sicherheit der Unschuld zurück.

Sie traten ein. Ein großer Halbzirkel hatte sich gebildet um die weit aufgerissenen Flügelthüren. Der Fürst stand mit einer Dame — es war Eduards Mutter — im Hintergrunde des Saals in einem der hohen Bogenfenster.

Mit freiem Anstande führte Eduard die einfach und weißgekleidete Braut in die glänzende Versammlung ein, und sprach mit lauter und sicherer Stimme; „Ich bin so dreist ihnen hier meine zukünftige Gemahlin vorzustellen. Sie bedarf nicht der Tugend von sechszehn Ahnen, oder eines Schmuckes, welcher Tausende kostet; denn ihre Tugend ist unsterblich, wie ihr Geist, und ihr Körper allein schon ist ein unbezahlbarer Schmuck. Ich empfehle sie ihrer Freundschaft!“

Dabei sah er so ernst und stolz im Kreise umher, daß Niemand auch nur ein leises Lächeln wagte. Nun erblickte er den Hofmarschall von Eichhorst und dessen Gemahlin, welche eine heftige Bewegung im Innern kaum zu verbergen vermochten. Der Worte seiner Mutter eingedenk, führte er zu diesen seine Braut und sagte bittend: „Sie, würdige Freunde meines Vaters, habe ich vielleicht am tiefsten gekränkt, wenn ich Wünschen entgegenhandelte, die für mich so schmeichelhaft, als unmöglich zu erfüllen waren. Unser Herz ist ein wunderlich eigensinnig Ding. Rechten sie mit dem und lassen sie es meiner Erwählten nicht entgelten; denn ihr Zorn würde sie schmerzlicher treffen, als das Gezisch einer Welt, die sie kaum dem Namen nach kennt.“

Christiane war wunderbar bewegt bei dieser Anrede. Es war die Nähe dieser Beiden, welche auf sie wirkte, ohne daß sie die Ursache ahndete. Da öffnete die Gräfin Eichhorst ihre Arme. Eduards Braut sank an ihren Busen; der Gräfin Gemahl umschlang die Beiden, und: „meine Adelaide„ flüsterte sie. „Meine Tochter!“ rief er. Es war eine Szene der stummen Rührung.

Kein Auge blieb trocken. Jeder errieth den Zusammenhang.

Des Grafen Dienst fesselte diesen an den Hof. Er hatte traurige Erfahrungen gemacht über die Gefahren der Welt für junge unverdorbene Herzen, und er hatte seinem wackern Jugendfreunde — Eduards Vater — noch auf dem Sterbebette versprochen, seine Adelaide, ein liebliches, schuldloses Kind, rein und unverdorben, an dessen Sohnes Busen zu legen. Des Hofmarschalls Gattin vereinigte, wie er, hohe Vollendung des Geistes mit dem reinen Gefühle für Sittlichkeit und Unschuld. Es wurde ihr schwer, sich von ihrem Lieblinge zu trennen; aber höhere Rücksichten geboten, und sie riß sich los von ihrem Kinde. Die Pfarre in Rautenberg, einem Gute des Grafen war erledigt. Dorthin wurde der Erzieher der Gräfin, der Prediger Meinhard versetzt. Adelaide galt für sein schon zu Rosenau begrabenes Töchterchen Christiane, um den reinen Plan der Erziehung auch nicht einen Stein des Anstoßes entgegen zu stellen.

Das alles erfuhr Eduard von seiner Mutter, nachdem diese die hocherröthende Braut aus ihren

Armen entlossen und sie dem huldreichen Fürsten vorgestellt hatte.

„Dann wäre ich ja angeführt, Mütterchen!“ Lächelte **Eduard** und küßte ihre Hand. „So wäre dann mein groß geträumtes Opfer nichts als eine leere Seifenblase, und ich hätte dann mit Müh’ und Kraft nicht mehr errungen, als ein gefälliges Ja mir schon längst gegeben hätte? Doch gestehen sie — das Schicksal hat meinen Bund geknüpft im Gewande des Zufalls — nicht sie, meine Mutter, der ich so gern das Glück meines Lebens verdanken möchte.“

„Wer beredete dich denn zur Reise nach Italien, deine Hypochondrie benutzend, mein Sohn?“

„Ich danke ihnen, meine gütige Mutter, aber —

„Führt nicht die Straße nach Wien, wohin ich dir Adressen gab, über Rautenberg?“ —

„Richtig. — Doch —

„Ganz recht, dir schien es Zufall, daß der Wirth dir die Aufnahme versagte, aber **Bastian** war es, der mit der goldnen Zunge ihn dazu überredete; Bastian holte den bereits unterrichteten Prediger, dann aber that freilich dein Sinn für reine Natur das Uebrige, und zur Strafe für

deine Widerspenstigkeit leite dich fortan der Engel durch das Leben, welchen du so eigensinnig verschmähtest."

„O wie unendlichen Dank bin ich ihnen schuldig! — Aber erlauben sie noch einen leisen Zweifel — wenn ich diesen Engel hier im Schlosse oder sonst irgendwo gesehen hätte; so —

„So war es doch das einzige Mittel dich von einer Hypochondrie zu retten, die wie ein giftiger Wurm an deinem Leben nagte — oder fühlst du noch Podagra und ein schleichendes Fieber?" —

„Nein, Mutter! ich fühle nur das brennende Feuer der Liebe, und habe das Bewußtsein, daß ich ein Narr war mit meiner Hypochondrie in jener Zeit."

Noch an demselben Tage war die Vermählungsfeier des liebeseligen Paars.

Adelaide blieb die einfache Freundin der Natur, die sie als Christel war, und ihr zu Liebe entsagte Eduard den schmeichelhaften Anträgen des Fürsten, welcher den talentvollen jungen Mann für seinen Hof zu gewinnen suchte. Beide lebten nur für ihr häusliches Glück und spendeten Segen aus, über ihre Unterthanen.

Ein Paar liebliche Knaben wuchsen im reißenden Ringeltanze der Jahre schnell heran. Karl, der ältere, sanft von Gemüth, blieb daheim und trat in die segnenden Fußtapfen seiner Eltern. Er sagte oft schmeichelnd zur Mutter: „Schade ist es doch, daß du nicht Pfarrers Christel warst;“ doch Gustav, der jüngere Sohn, stieg auf in der Bahn des Ruhms, und sprach dann wohl zum Vater: „Gut, daß die Mutter nicht Christel war.“

Aber dem Vater war es gleich. Es drückte sein Weib liebend an seine Brust und heller und freundlicher wurde ihm die Zukunft mit jedem Tage.

An J. G. Jakobi.

Fernher kenn' ich Dich nur, du Bruder des
Tejischen Sängers,
Der bei greisendem Haupt spielend noch Herzen
gewann.
Aber ein Denkmal besitz' ich von Dir, ich bewahr'
es getreuer,
Als das bräutliche Bild liebend der Jüngling
bewahrt.
„Vieles in Wenigem“ lehrt es, und beut in
Wenigem Vieles;
Wer nur in Werke der Kunst faßte die Regel
wie Du!
Du begrüßtest die Welt, da lächelten freundlich
die Musen,
Freundlich die Grazien Dir, mütterlich pflegten
sie Dein,
Wiegten auf liebendem Arm Dich, kränzten Dein
Lager mit Rosen,
Nährten beseelenden Blicks Dich an der gött-
lichen Brust,

Spielten in paphischen Hainen mit Dir, und
leiteten sorgsam
Deinen bescheidenen Schritt, bildeten Deinen
Gesang.
Und es horchten entzückt auf Dich die scherzenden
Götter,
Schweigend die Dryad' im Hain und die Najade
des Bachs;
Psychen rührte Dein Lied, und Paphia's Nymphen
empfanden,
Dennoch erröthete nie Delia's Jungfrau darob:
Sie, die Sittige, sang der keuschen Göttin die
Lieder,
Phöbus vernahm sie, und trieb schneller den
Wagen ihr nach...
Flora bestreute nun oft mit Blumen die Pfade
der Horen,
Ceres reifte die Saat, Bachus die Trauben
uns oft,
Janus eröffnet' und schloß das Thor zum Loose
der Völker,
Hermes umschiffte die Welt, Cheonos durch-
bleichte Dein Haar.
Harfner im silbernen Haar! Noch liebt Dich die
Muse, die Charis,

Dir im blühenden Lenz, dir noch im Herbste getreu.
Sie, die im Lebensbeginn mit Muttergefühlen Dich säugten,
Ehren den schützenden Freund, ehren den Vater in Dir.
Horch, sie flehen Dich an: „O leite die Flügel des Jünglings,
Den in erwachsender Kraft muthig der Genius hebt.
Muntre den Schüchternen auf, der, schwächern Sehnen mißtrauend,
Eigenen Fittigs den Flug gegen die Sonne nicht wagt.
Halte mit kräftigem Arm zurück den trotzigen Knaben,
Der am Helikon mehr Blüthen zerstöret als pflanzt.
Rufe den irrenden, rufe den flüchtigen Spieler der Saiten
Ernst zum würdigen Ziel edler Camönen zurück.
Weise den Schöpfer des Liedes, den himmlische Musen beseelen,
Auf die verborgene Bahn, die zur Unsterblichkeit führt.

Lehr' ihn Gesänge voll Trost zur Heilung leidender Herzen,
Wenn, von Dornen am Weg blutend, ihr Friede zerrinnt,
Lieder der Freude, gewürzt mit sanfter, gefälli-Weisheit,
Welche Unschuld umarmt, wenn sie die Grazie krönt;
Hauch' ihm in fühlender Brust zum Leben die heilige Flamme,
Die aus himmlischem Quell über die Seelen sich geußt,
Und der Tugend hohes Gefühl, daß reine Verehrung
Beider aus seinem Gesang ström' ins empfängliche Herz.
Worte auch lehr' ihn, die nicht durch schreckendes Dunkel der Brüder
Menge verscheuchen, uns nicht marternd zerreissen das Ohr;
Töne harmonischen Lauts und lichter, entschleierter Klarheit,
Labend das heimische Ohr, bildend Teutoniens Geist.

Lange noch geh' ihm voran und weih' in Urania's
Hallen
Ihn zum Barden der Welt, lieblich und edel
wie du."
Also flehn die Göttlichen, würdiger Vater der
Lieder,
Der du, ein Jüngling als Greis, fühlende
Seelen entzückst,
Sie in Elysium führst, und diesseits mit Strah-
len der Iris
Oft den düstern Weg freundlich dem Waller
erhellst . . .
Wärst Du doch, Vater, auch mir ein Führer
gewesen! Mir nickte
Weihenden Blickes einst früh eine der Himmli-
schen zu.
Mich entzückten die Chöre der bildenden Schwe-
stern, ich fühlte
Des castalischen Quells sanften, melodischen
Fall.
Und gedrungen, ich wußte nicht wie, versucht'
ich als Knäblein
Nachzulallen, und sang kindliche Töne darein.
Es bezauberten mich die blühenden Haine, be-
haglich

Spielt' ich wagenden Schritts unter den Blüthen herum.
Ach, da wallt' ich allein! Allein! Kein freundlicher Führer
Wies dem Knaben den Pfad, bot ihm die leitende Hand.
Und ich verlor mich in Irre, die Kräfte zerrannen, die Jahre
Flatterten fruchtlos dahin, nimmer erreicht' ich ein Ziel.
Guter Jakobi! Wärst Du mir ein Freund gewesen, ein Leiter,
Einen dankbaren Sohn hättest du richtig gelenkt!
Sicherern Schritts hätt' ich dann auf die Altäre der Menschheit
Schönere Blüthen gepflückt, edlere Früchte gebracht.
Eitle Wünsche! Zerronnen sind ohne Dich alle Tage,
Denen Euterpe das Herz öffnet und Thalia lacht.
Doch Dir danket mein Leben so manche der süßesten Stunden;
Guter, auf einsamem Steig gab mir dein Saitenspiel sie.

Mögen sie alle Dich hold im Strahle des Lebens
umschweben,
Alle Dir lächeln, wenn einst friedlich Dein
Flämmchen verlischt!
Lethe's ruhiger Strom verwasche die Bilder der
Wehmuth,
Durch die Schläge der Zeit Dir in die Seele
gedrückt.
Doch das Bewußtsein: dein Lied hab' einen Be-
trübten erheitert,
Folge lebendig und süß dir in Elysium nach!

Joh. Rudolf Wyß, der Aeltere.

Hindernisse.

Erzählung.

1.

Kammerherr Freiherr von Rosen und Oberst von Waldheim waren Jugendfreunde. Unterthanen Eines Fürsten, Grenznachbarn, hatten sie beide zugleich als Edelknaben am Hofe des Fürsten von H— gedient. Baron Rosen, der Ernstere, widmete sich dem Hofdienste, und stieg vom Leibpagen bis zum vergoldeten Schlüssel. In dieser Laufbahn bildete er sich ganz zum gewandten Hofmanne. Doch entschlüpfte ihm einst in Gegenwart der Geliebten des Fürsten die Unbesonnenheit, eine Dame von gleichem Alter bejahrt zu nennen. Er erhielt in Gnaden seinen Abschied, und zog sich auf sein Landgut zurück.

Waldheim, der wilde, rasche Jüngling, ging in auswärtige Kriegsdienste, zeichnete sich aus, stieg bis zum Obersten, und mußte dann,

mit Lorbeern und Wunden bedeckt, den Dienst verlassen. Auch er zog also auf sein Landgut; und nach dreißig Jahren fanden sich die beiden Spielgenossen wieder vereint. Gemüthlich, wie beide trotz der Verschiedenheit ihrer Lebensansichten waren, hatte sich ihr alter Freundschaftsbund bewahrt.

Baron Rosen besaß eine einzige Tochter, in einem sentimentalen Erziehungsinstitute gebildet, von einer sanften, guten, obgleich nicht sehr geistvollen Mutter bewacht, eine reizende Blondine, edel, gut, schwärmerisch, romanhaft, in einer idealischen Welt schwebend. Die Gattin des Obersten Waldheim war ihre Taufpathe, und gab ihr den unharmonischen Namen Kordula.

Oberst Waldheim hatte einen einzigen Sohn, Baron Rosens Taufpathe; von ihm erhielt er den Namen Stephan. Ein schöner, edler, trefflicher Jüngling, den Wissenschaften aus Neigung geweiht, auf Akademien gebildet, und nun auf einer Reise durch die Schweiz und Italien, zu Vollendung seiner Ausbildung.

2.

Die alte Freundschaft und Nähe der Besitzungen hatten schon längst die Eltern vermocht, eine

Verbindung ihrer Kinder zu verabreden. Diesem Plane gemäß übergab Waldheim seinen Sohn schon im siebenten Jahre dem Freunde Rosen, und er verließ dessen Haus im eilften, um eine Schule zu beziehen. Kordula war damals acht Jahre alt. Die Kinder theilten ihre Freuden, ihre Spiele, neckten und liebten sich; schon damals nannte man sie das kleine Brautpaar.

Stephan, nun zweiundzwanzig Jahre alt, sollte zurückkommen. Der Vater schrieb ihm, daß seine kleine Braut ihn erwarte. Dies empörte Stephans Gefühl. Zwar frei war sein Herz, und keine der ausländischen Schönen hatte ihn gefesselt; zwar hatte er der kleinen Gespielin seiner Kinderjahre ein freundliches Andenken bewahrt — aber dies willkührliche Schalten mit seiner Freiheit war ihm widrig. Kordula erschien ihm nur als Kind; frei wollte er wählen die Geliebte.

So lange als möglich verspätete er seine Rückkunft. Die bestimmten Befehle des Vaters zwangen ihn endlich zu gehorchen; doch fest war sein Entschluß, seine Freiheit zu bewahren, und eine Verbindung zu vermeiden, die er als eine Konvenienzfessel betrachtete.

3.

Baron Rosen verkündete seiner Tochter die nahe Ankunft ihres Bräutigams. Dies war ein Donnerschlag für die romantische Kordula. Zwar auch ihr war das Andenken des kindlichen Spielgenossen werth; auch ihr Herz war noch frei — aber auch sie wollte den Geliebten wählen. Liebe athmete ihr ganzes Wesen; Sehnsucht, Leiden, Thränen, Trennungen, Opfer, Kämpfe heischte die Liebe, sanfte Schwärmerin von dem Roman ihres Lebens, und nun sollte sie in die lange, langweilige Allee des Ehestandslebens eingeführt werden, an der Hand eines Gatten, den fremde Laune, den nicht ihr Herz gewählt hatte! Sie betrachtete sich als ein Opfer der Konvenienz. Sie trauerte, sie ergoß ihren Kummer in den Busen ihrer Freundin Amalie, einer armen Verwandten, die Baron Rosen aufgenommen hatte. Auch sie beschloß, Alles aufzubieten, um dieser Verbindung zu entgehen. Selbst die Leiden und Gefahren des Widerstandes schmeichelten ihrer kranken, romantischen Phantasie.

4.

So war die Stimmung des Brautpaares, als Stephan in Gesellschaft eines Jugendfreundes,

des Lieutenants Horst, Amaliens altem Anbeter, auf den Gütern seines Vaters anlangte. Mit Entzücken empfingen die Eltern den feinen, schönen, gebildeten Jüngling. Kordula zitterte bei der Nachricht seiner Ankunft. Unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit verschloß sie sich einige Tage mit ihrer Freundin auf ihrem Zimmer, und nur die dringenden Bitten der geliebten Mutter, vielleicht auch das glänzende Bild, das ihr diese von dem neuen Ankömmlinge entwarf, und weibliche Neugierde, vermochte sie endlich, sich zu zeigen.

Stephan erstaunte, in seiner achtjährigen Spielgenossin eine schlanke, reizende, ausgebildete Blondine zu erblicken, deren große, blaue, sich nur schüchtern öffnende Augen Geist und Empfindung verriethen.

Kordula hingegen konnte kaum ihren Unmuth verbergen, in ihrem Jugendgefährten einen edeln, ganz ihrem Ideale entsprechenden Jüngling zu erblicken, mit dem sie ohne ihre freie Wahl auf ewig verbunden werden sollte.

5.

Die Eltern bemerkten diese Bewegungen, und deuteten sie nach ihren Wünschen. Dem Braut-

paare ward nun ihr Wille bestimmt verkündet, der Vermählungstag angesetzt, und der zeremoniöse Baron bereitete Gastmahl, Ball, Illumination und Feuerwerk.

Man ließ das Brautpaar allein. Sie erklärten sich wechselseitig ihren Widerwillen gegen diese erzwungene Verbindung, und gleich edelmüthig beschlossen sie, sich nie zu lieben, nie — was auch daraus entstehen möge — nie ein Ehepaar zu werden.

Kordula warf sich ihrem Vater zu Füßen, und bekannte ihm diesen Entschluß. Stephan erklärte seinem Vater mit Festigkeit, daß er nie dem Fräulein seine Hand geben werde.

Die Eltern waren ausser sich. Die Wünsche und Hoffnungen so vieler Jahre waren vernichtet, in Trümmern lagen die Luftschlösser der Zukunft, die sie auf die Verbindung ihrer Kinder und Familien gebaut hatten! Sie nannten dies Starrsinn, absichtlichen Ungehorsam. Vergebens war die Vorbitte der guten Mutter. Die Vermählung sollte und mußte vollzogen werden.

6.

So kräftig der Entschluß der Väter; so kräftig war der Widerstand der Kinder. Sie droh-

ten, am Altare noch Nein zu sagen. — Verzweiflungsvoll klagten die Väter nun Stephans Freunde ihre Noth, und baten um seine Verwendung. Er sagte sie zu, auf die Bedingung von Amaliens Hand, die bisher der zeremoniöse Oheim dem Lieutenant versagt hatte, und einst erst dem Kapitän verwilligen wollte.

Er machte den alten Herrn begreiflich, daß sie gegen alle Menschenkenntniß gehandelt hätten, als sie ihren Kindern ihren Plan mittheilten; daß Hindernisse bei jungen, feurigen Gemüthern das Oel sei, dessen die Neigung unerläßlich bedürfe. Er beschwor sie, gänzlich umzuwenden und Hindernisse zu schaffen. Zwar wollte diese Maskerade, wie er's nannte, dem geraden, biedern Obersten nicht behagen; zwar hatte der Baron gegen die Schicklichkeit manches einzuwenden; zwar wollte die gute Baronesse die armen Kinder nicht gequält wissen — aber Lieutenant Horst drohte sich zurückzuziehen, wenn nicht sein Plan pünktlich befolgt würde, und bürgte dagegen für dessen Erfolg.

Verzweifelt, wie die Sachen standen, bewilligte man ihm Alles, und er wurde nun Direktor des Schauspiels, mit unumschränkter Gewalt

7.

Es begann damit, daß die Väter dem jungen Paare erklärten: sie fänden sich durch ihre Weigerung kompromittirt, und hätten nun alle Idee ihrer Verbindung aufgegeben. Zugleich kündete Oberst Waldheim seinem Sohne ihre Abreise auf den folgenden Morgen an.

Die jungen Leute indeß, entlastet von dem Zwange der Verbindung, hatten sich genähert. Stephan entdeckte an der schönen Kordula immer neue Reize und Vorzüge. Kordula konnte sich nicht verbergen, daß der schöne vielseitig gebildete Stephan alle Männer hinter sich lasse, die sie bisher gesehen hatte. Er liebte die Musik; auch sie. Seine Flöte akkompagnirte zu ihrem Fortepiano. Man sang endlich zärtliche Duette, und da Schalk Amor keine treuern Gehülfen hat, als Musik und Gesang, so wurden allmählig auch die Pausen der Duette zärtlich. Mit Einem Worte, Eugenie und Ferdinand — denn so hatten sie die prosaischen Namen gegen ästhetische ausgetauscht — waren den ganzen Tag unzertrennlich. Kaum bemerkte dies der schlaue Direktor Horst, so wurden die Väter in Bewegung gesetzt. Baron Rosen mußte der Tochter vor-

stellen, daß diese innige Freundschaft, dieser trauliche Umgang, dieses stete Beisammensein zweier Personen, die ihren Entschluß, sich nicht zu verbinden, zu bestimmt ausgesprochen hätten, gegen alle Schicklichkeit anstoßen, und wenn es zu den Ohren des Publikums, der Residenz oder vollends der Höflinge von Sr. Durchlaucht gelangen sollte, ein großes Skandal geben würde.

Oberst Waldheim, auf die nämlichen Gründe gestützt, verbot seinem Sohne ausdrücklich, seine Schwester, wie er sie nannte, künftig anders als in Gegenwart der Eltern zu sehen.

Diese blieben gegen alle Vorstellungen der jungen Leute, gegen die Versicherungen der Lauterkeit ihrer Freundschaft taub und unerbittlich.

8.

Anfangs bemühten sich die guten Kinder, dieses Gebot standhaft zu ertragen. Verstohlene Blicke wurden indeß in der Gesellschaft gewechselt; diesen folgte bei Gelegenheit ein geheimer leiser, ach, gerade durch sein Geheimniß entflammender Händedruck. Doch bald wurde der Zwang ihnen unerträglich. Eugenie vertraute ihrer Freundin ihren Kummer und ihre keimende Liebe; Ferdinand die seinige dem Schauspiel-

direktor Horst. Beide flehten um Theilnahme und Verwendung, doch zu nichts weiter, als zu einem freien brüder- und schwesterlichen Umgang. Sie wurden von den Vertrauten mit Theilnahme angehört; die Verwendung ward versprochen, die Eltern von dem guten Fortgange des Plans unterrichtet. Schon glaubten diese gewonnen zu haben; doch Lieutenant Horst protestirte gegen jeden Eingriff in sein Direktorium, und das Verbot blieb nicht nur aufrecht, sondern wurde sogar geschärft.

Dies war den Geschwistern zu arg. Man beschloß zur Korrespondenz zu flüchten, dem schwachen und doch oft so gefährlichen Surrogat des Umgangs. Amalie und Horst ließen sich mit vieler Mühe erbitten, die Billets zu bestellen, die anfangs nur Klagen, bald aber sehr deutliche Spuren wachsender Liebe enthielten, und, den Alten mitgetheilt, diese in ein Entzücken setzten, dessen Ausbruch Horst nur mühsam zurückhielt.

Endlich ließen sich die Vertrauten durch anhaltendes Bitten bewegen, dem jungen Freundespaare eine geheime Zusammenkunft zu vermitteln.

Welche Freude für die gepreßten Herzen!

Die Abendmahlzeit war geendet, die Gesellschaft hatte sich getrennt; da erschienen Horst und Amalie an Ferdinands Thür, und führten ihn leise, leise an Eugeniens Zimmer. Die Thür öffnet sich; er stürzt zu ihren Füßen — aber, o Schrecken! im nämlichen Augenblicke erscheinen auch die natürlich ingeheim unterrichteten Väter. Starr und leblos bleibt das überraschte Paar. Ein Strom von Vorwürfen über Ungehorsam, Verletzung der Dezenz u. s. w. weckt sie aus ihrer Betäubung. Thränen und Bitten suchen nun Verzögerung zu erflehen; statt dessen erhalten sie auf Horsts Wink beide strengen Stubenarrest, und Waldheims Abreise ward auf den nächstfolgenden Abend festgesetzt.

Man denke sich den Schmerz, die Leiden der armen Kinder! — Ferdinand überließ sich den leidenschaftlichsten Ausbrüchen. Eugenie zerfloß in Thränen.

9.

Die Anstalten zur Abreise wurden mit Geräusch vor ihren Augen gemacht. Um der Welt alle Veranlassung zur Klätscherei zu entziehen, sollte Ferdinand bei einer entfernten Macht Dienste

nehmen; sie sollten sich nie wieder sehen — sie sollten auf ewig getrennt werden.

Auf ewig! Das war für ihre gebrochenen Herzen zu viel. Vergebens bestürmten sie die Väter, flehten um Verzeihung ihres Eigensinns und gelobten Gehorsam — der Lieutenant Horst war unerbittlich. Aufs Aeusserste gedrängt, entdeckte Ferdinand seinem Freunde den Entschluß, die Geliebte zu entführen. Horst versprach ihm seinen Beistand. Nach langem Kampfe und Widerstreben willigte Eugenie ein. Alle Anstalten wurden getroffen. Am Abend vor Waldheims Abreise wollten sie in einer Laube im Garten sich versammeln, und dort durch eine von dem gewonnenen Gärtner geöffnete Hinterpforte entschlüpfen, vor welcher sie eine Chaise mit vier raschen Pferden bereit finden sollten.

10.

Das liebende Paar fand sich zur bestimmten Stunde ein, sank sich in die Arme, und gelobte sich, nicht ohne bittere Thränen der frommen Tochter, ewige Treue. Lange erwarteten sie hier den Lieutenant, der ihnen seine Begleitung zugesagt hatte. Plötzlich stieg eine Rakete in die Luft. Der Bogengang, an dessen Ende das lie-

bende Paar weilte, wurde erleuchtet. Sie glaubten sich entdeckt und verloren — da erblickten sie, o Wunder! am Ende des Ganges ihre verschlungenen Namen in farbigem Feuer. Die Väter, Mütter, Lieutenant Horst und Amalie stürzten hervor — die Kinder zu den Füßen der Eltern; das ganze Spiel ward aufgeklärt; Thränen, Umarmungen, allgemeiner Jubel, der Segen des Priesters, der zwei glückliche Paare vereinte, das Feuerwerk des Barons, und eine Nacht, deren Entzückungen reine, himmlische Herzen ahnen mögen, beschlossen dieses Fest, so wie meine Erzählung.

Julius v. Soden.

Der Blumengärtner.

Herein, herein! Ich ruf' euch Allen,
Euch Allen, die ihr Blumen liebt;
Von tausend Arten, die es giebt,
Hab' ich; sie werden euch gefallen.
Ihr müßt euch, wollt ihr glücklich sein,
Des Lebens Pfad mit Blumen streun.

Ihr Schönen in des Lebens Lenze,
Die ihr euch eurer Jugend freut,
Nehmt, was der Blumengärtner beut,
Die frisch gewundnen Rosenkränze,
Und tanzt mit ungetrübtem Sinn
Durch's rosenfarbne Alter hin.

Für Jeden einen Strauß zu binden,
Wie er sich ihn nur wünschen kann,
Dazu bin ich der rechte Mann,
Ihr werdet keinen bessern finden;
Und wollt ihr keinen ganzen Straus,
So sucht euch nur ein Blümchen aus.

Sobald der junge Tag sich röthet,
Sobald nach labend kühler Nacht
Der holden Sänger Chor erwacht,
Das unter Blüthenzweigen flötet,
Bis zu der Abendröthe Schein
Verkauf' ich Blumen groß und klein.

Die Tulpe weih' ich der Kokette,
Den Scheidenden Vergißmeinnicht,
Der Stolzen, die gern Körbchen flicht,
Die halbverwelkte Blumenkette,
Die zarte Lilie mit Lust
Der Unschuld unentweihter Brust.

Mein Reichthum ist mein kleiner Garten;
Da gieß' und pflanz' ich spät und früh.
Es scheut der Gärtner keine Müh,
Der Erde schönsten Schmuck zu warten.
Drum, wollt' ihr euch des Lebens freun,
So kauft von meinen Blümchen ein.

Dem Helden biet' ich Lorbeerzweige,
Und Veilchen der Bescheidenheit;
Der deutschen Treu und Redlichkeit
Vom Laub der alten heil'gen Eiche;
Dem Phlegma einen Kranz von Mohn,
Und Niesewurz dem Musensohn.

Dem Freund des Epheu's grün Gewinde,
Ei Myrthenkränzchen für die Braut;
Hier hab' ich Tausendgüldenkraut,
Dem Geizigen zum Angebinde;
Dem Höfling, dem geschmeid'gen Herrn
Der Sonnenblume goldnen Stern.

Auch sieht man für galante Männer,
Die gerne sich im Spiegel sehn,
Hier schmachtende Narzissen stehn.
Jedoch, ich bin kein großer Kenner
Von dem Geschmack der feinen Welt:
Drum wählet selbst, was euch gefällt.

Levkoi, Violen, Rittersporrnen,
Aurikeln, Nelken und Jasmin,
Ich gebe Alles billig hin!
Doch dieses Röschen ohne Dornen,
Dies, wenn man mir's nicht übel nimmt,
Ist für mein Mädchen nur bestimmt.

Jakob Schnerr.

Die Mutter am Grabe.

Hab' ich dich für diese Gruft geboren?
Schon dich aus dem Mutterarm verloren,
Als ich kaum noch dich im Leben fand?
Ruf mir zu! Wo bist du, holder Knabe?
Hörst du nicht die Mutterstimm'? Im Grabe
Weilest du, und ich an seinem Rand!

Horch, die Mutter will da mit dir kosen;
Sieh doch her! Sie bringt dir diese Rosen,
Diese freundlichen Vergißmeinnicht.
Komm herauf, du spielst so gern mit Maien!
Kränze dich am Busen der Getreuen,
Die so gern dir frohe Blumen flicht.

Ach, du hörst nicht mehr! Im schönsten Lenze
Sankst du hin! Die letzten Blumenkränze,
Die dir blühten, schmückten deinen Sarg.
Und sie sind wie du verblüht, zerdrücket!
Und das nasse Mutteraug' erblicket
Nur den Hügel, der euch beide barg!

Hier hinab schlug dich des Todes Flügel!
Nun, so pflanz' ich auf dem stillen Hügel
Diese Rosen und Vergißmeinnicht.
Jeden Frühling sollen sie dir blühen,
Meiner Hoffnung süßes Bild! Dir blühen,
Bis mein Aug' in seinen Thränen bricht.

Stimme aus der Tiefe.

Getrost, getrost, du Gute!
Dein Mutterherz verblute
An meinem Grabe nicht.
Was willst du hier verweilen?
Wird hier dein Schmerz sich heilen,
Der auch aus Rosen spricht?

Willst du durch todte Zähren
Mein Angedenken ehren,
Bis drob dein Auge bricht?
Was ist durch sie gewonnen?
Bescheinen mich die Sonnen
Mit neuem Lebenslicht?

Erwachen die Gebeine,
Daß keine Mutter weine?
Nein, sie erwachen nicht!
Beginnen ob dem Zagen
Die Pulse frisch zu schlagen?
Die Pulse schlagen nicht!

So pflanze mir und streue
Die Rosen, du Getreue!
  Und die Vergißmeinnicht:
Dann trockne deine Thränen,
Dann mäßige dein Sehnen,
  Denn Todte weckst du nicht!

Dann trag' in stillem Frieden
Der Menschheit Loos hienieden,
  Drückt schwer auch sein Gewicht;
Genieß des Lebens Freuden
Als Balsam seiner Leiden,
  Denn Todte weckst du nicht!

Sei regsam, sei geschäftig;
Kein Weinen stumpft so kräftig
  Den Stachel, der dich sticht.
Zur Stärkung deines Muthes
Wirk Nützliches und Gutes,
  Denn Todte weckst du nicht!

Mit Liebe, Kraft und Stille,
Mit zartem Sinn erfülle
  Der Gattin heil'ge Pflicht.
Dem wunden Vaterherzen
Verdopple nicht die Schmerzen,
  Denn Todte weckst du nicht!

Erhalte deine Tage
Jetzt meinem Vater; trage
Die Ruh' im Angesicht;
Erheitre seine Jahre,
Entfern' ihm Gram und Bahre,
Denn Todte weckst du nicht!

Du hast kein Kind mehr! Speise,
Nimm auf als Kind die Waise,
Die an dein Mitleid spricht;
Gieb ihr dein Herz und übe
An ihr nun Mutterliebe,
Denn Todte weckst du nicht!

Es pflege dein Erbarmen
Des Leidenden, des Armen,
Dem es an Trost gebricht.
Erhalte froh und eben
Lebendigen das Leben,
Denn Todte weckst du nicht.

Dem Alter und der Jugend
Sei Muster reiner Tugend
Und frommer Zuversicht.
Die schwache Unschuld leite,
Daß sie nicht lebend gleite,
Denn Todte weckst du nicht.

Bereit' in Glaubensstärke,
In Uebung edler Werke
Dir Lob am Weltgericht;
Durch segenvolle Thaten
Streu aus des Lebens Saaten,
Denn Todte weckst du nicht.

So wird die Bahn dir heller,
So reifst du sichrer, schneller
Zu höherm Heil und Licht;
So werden, die dich segnen,
Dir dankend einst begegnen
Vor Gottes Angesicht.

Durch Kleinmuth nicht und Zähren,
Nein, so wirst du mich ehren,
Bis spät dein Auge bricht.
Dann ruh' im Schlafgemache
Bei mir, bis ich erwache,
Denn ewig schlaf' ich nicht!

Mit mir wirst du erstehen,
Belebt mich wiedersehen
In neugeschaffnem Licht.
Zu seiner Morgenröthe
Weckt uns die Siegdrommete;
Drum, Mutter, weine nicht!

Dann wird kein Tod mehr trennen,
Und keine Thräne brennen,
Wo nur der Jubel spricht.
Und diese Seligkeiten
Muß ja das Grab bereiten!
Indeß vergiß mein nicht!

Joh. Rudolf Wyß, der Aeltere.

Ständchen.

Lisple, Laute, lisple linde,
Wie durch Laub die Abendwinde;
Wecke mit dem Spiel der Töne
Meine Süße, meine Schöne
Von dem leisen Schlummer auf!

Noch ist kaum der Tag versunken,
Und die ersten Silberfunken
Thauen in den Kelch der Rose,
Und die spröde, liebelose
Lilla schlummert, träumet schon.

Wer der Liebe Gluthen spüret,
Wird vom Schlummer nicht berühret;
Erst wenn Morgenroth erglühet,
Naht der Kummer, Schmerz entfliehet
Aus der matten, kranken Brust.

Lisple, Laute, lisple linde,
Wie durch Laub die Abendwinde;
Wecke durch der Saiten Spiele
Süße, heimliche Gefühle
In der spröden Lilla Brust!

Tieger rührten Orpheus Lieder,
Streckten Leu'n zu Lämmern nieder,
Felsen neigten ihre Gipfel,
Eichen ihre starren Wipfel
Fühlend bei der Saiten Klang.

Nur ein Fünkchen Dichterfeuer
Glüht im Spiele meiner Leier,
Werd' auch Orpheus nimmer gleichen;
Aber braucht's, sie zu erweichen,
Einer Kunst, die Felsen rührt?

Lisple, Laute, lisple linde,
Wie durch Laub die Abendwinde;
Orpheus sprengte Plutons Pforte,
Oeffne du mit der Akkorde
Hauch nur Lilla's Kämmerlein!

Karl Netz.

Sinfried's Frühlingsreise.

Von

Karl Graß.

(Als Fortsetzung der Erzählung: Die alte Brücke.)

Wie hätte Sinfried den Greis vergessen können, der ihm so theuer geworden war, als wäre ihm der Geist seines Vaters oder ein höheres Wesen erschienen! Des Greises ehrwürdige Gestalt, das Eindringende seiner Worte, das Fremde und doch so Freundliche seines Erscheinens hatten unauslöschliche Eindrücke in dem Herzen des jungen Menschen zurückgelassen; und je mehr er über dies alles nachdachte, je öfter er zur alten Brücke wiederkehrte, desto mehr fühlte er seine ganze Seele von Dankbarkeit durchdrungen, daß ihm etwas so Gutes begegnet war. Stille und Friede war in seiner Brust seit jenem glücklichen Tage. Das Wort seines Vaters hatte nichts Dunkles mehr für ihn; ja es war ihm nun ein wahrhaft heiliges Wort geworden und die Ruhestelle auf der alten Brücke eine heilige Stelle. So oft er sie, mit sich selbst zufrieden, ermüdet von der Tagesarbeit oder zurückkehrend aus dem hohen Walde, betrat, war es ihm, als befände er sich in der Nähe zweier Schutzgeister seines

Lebens; aber mehr noch, als selbst das Bild seines Vaters, erweckte in ihm die Vorstellung des Greises ein bewegendes Verlangen und Sehnen nach etwas, das er selbst nicht kannte. In jenem Bilde des Vaters versinnlichte sich ihm die schweigend belehrende Erinnerung; in dem Bilde des Greises schwebte ihm ein Geist des Lebens und der Lebensweisheit vor, der das Herz über das Leben erhebt und den engen Raum der Brust zu etwas Unendlichem ausdehnt.

Immer inniger und kindlicher schmiegte er sich der Vorstellung von dem Greise an, durch den ihm die Welt und sein Verhältniß zu ihr in neuem Licht erschienen war. Was er that, that er mit lebendigerer Freude; was er Gutes empfing, empfing er mit höherm Dankgefühl; aber bei allem Glück der Zufriedenheit, das er genoß, war es doch immer etwas anderes, als was er empfing und genoß, was seiner Seele im tiefsten Innern wohlthat — etwas Unbekanntes, das er mehr in der Vor- oder Nachempfindung, als in etwas wirklich Vorhandenem anschaute. Von diesem Unbekannten konnte er keine andere Idee haben, als die Vorstellung des Greises selbst, und daher hing sich die innigste Liebe und Ver-

ehrung an diese Vorstellung. Er war am glücklichsten, wenn er, gleichsam an der Seite des Greises sitzend, mit ihm in langem Gespräch begriffen war; wenn er empfand, daß nichts anderes ihm das gewähren konnte, was ihm dieser geistige Umgang gewährte. An die Frage: wer auch wohl der Alte gewesen sein möchte? dachte er indessen nie. Seine Liebe für den ehrwürdigen Mann verschlang jede Frage. In dem allen, was ihm der Greis gesagt hatte, fühlte er dessen Gegenwart und Nähe. Der Strom, die Brücke, ja gewissermaßen alles, was ihn in seinem Lebenslaufe umgab, sprachen von ihm. In alle Stimmen der Natur war des Greises Stimme übergegangen. Er hörte sie nicht blos im Rauschen der Wellen, er vernahm sie unter den alten Eichen vor der Hütte seines Vaters, und am vernehmlichsten hörte er sie, wenn über der blühenden Erde sich die Schaaren der Sänger des Frühlings in die Lüfte erhoben. Dann war es ihm aber auch zugleich, als hätte der Greis ihm lange noch nicht Alles gesagt; und dann erwachte in ihm ein nie gekanntes Sehnen, ihn wieder zu sehen, ihn wieder zu hören, zumal wenn er sich erinnerte, daß der Alte ihm die Hoffnung

zurückgelassen hatte, daß er einmal des Weges wiederkommen könne.

Ohne es selbst zu wissen, ging er — nachdem wenigstens ein Jahr verflossen war, seit mit ihm der Greis gesprochen hatte — oft mit einer Art Unruhe zu der alten Brücke, als fürchtete er den Augenblick zu verlieren, da etwa der Alte dort vorbeizöge. Es war, als sagte es ihm sein Herz, daß er ihn noch einmal wiedersehen würde und wiedersehen müsse. Dies stand zuletzt so klar vor seiner Seele, daß er mehreremale in der Frühe von seinem Lager aufsprang und hinauslief an die Straße, als hätte eine Stimme ihm gerufen; aber es war nur das geheime Sehnen seines eigenen Herzens, was ihn gerufen hatte oder wie ein Ruf dünkte. Der Greis war jedoch nirgends zu sehen, und Sinnfried dachte mit Wehmuth an des Greises Worte: „Ueber kurz oder lang werde auch ich zum letztenmale über die Brücke gegangen sein." Dann kam es ihm vor, als schwinde ihm die Welt, als habe er seinen Freudenantheil in ihr schon empfangen, als sei ihm nichts übrig geblieben, als die Erinnerung des Vergangenen. Mit verschlossenen Lippen ging er dann zu dem Grabe seines Vaters, das auf einem

Eichenhügel lag. Dort warf er sich auf den Boden nieder und weinte in Beklommenheit des Herzens dem Gefühl, daß dasjenige, was in dem Herzen sich zu einer Welt ausdehnen möchte, in einer begrenzenden Ohnmacht sich zusammenziehen, daß, was den Himmel und alles Ferne umfassen möchte, in der Umarmung eines Grabhügels enden muß. Er scheute nun den Fluß und des Flusses Stimmen, denn des Lebens Freude war von ihm gewichen, ohne daß er sich eine Schuld vorwerfen konnte. Von nun an empfand er das Lastende der Mühe, bei der keine Freude und keine Hoffnung die Seele erhebt, und der Umgang mit andern Menschen that ihm nicht Genüge, weil er immer deutlicher fühlte, daß niemand sein Herz theile; ja er scheute sich, von dem Greise mit irgend jemand zu sprechen, weil die Leute ihn ansahen, als rede er irre.

Eines Abends, als schon die Frühlingssaat bestellt, der Garten angepflanzt, die Wiesen gewässert und schon mit Blumen oder Blumenknospen bedeckt waren, saß Sinfried vor der Thür seiner väterlichen Hütte, und sah unwillkührlich in die Gegend hinaus, wohin der Greis gegangen war, als er von ihm auf der Brücke

schied. Da erblickte er einen Wanderer, der mit einer Bürde auf dem Rücken auf der Straße stehen blieb, als sähe er sich nach etwas um. Plötzlich sprang der Jüngling auf, mit schlagendem Herzen. Er wagte nicht, irgend etwas zu denken, aus Furcht, daß er sich irren möchte; denn die eingetretene Dämmerung ließ ihn nicht deutlich die Gestalt unterscheiden. Wer möchte aber seine Freude beschreiben, als er der Straße näher gekommen war und — den theuern Greis erkannte. „O mein Vater! mein Vater!“ rief er aus, und mit Freudenthränen stürzte er in des Greises Arme.

„Siehst du, daß ich Wort gehalten habe? Und Gottlob, daß ich dich wiedersehe, wie ich dich verlassen. Das Wiedersehen in der Welt der Unsicherheit und des Wechsels ist das Erfreulichste, was liebenden Menschen begegnen kann. Oft habe ich's gewünscht, daß ich dich noch einmal wiedersehen möchte; aber rechnen konnte ich um so weniger darauf, da ich mir selber eine längere Zeit gesetzt hatte, ehe ich in diese Gegend wiederkehren durfte. Daß ich dir damals auf dieser Brücke begegnen mußte, ist meinem Herzen etwas Theures gewesen; aber eben weil mir so

etwas Gutes begegnet war, das mir der Zufall zuführte, so wollte ich nun auch nicht ungenügsam sein, und es der Zeit und dem, der Alles in der Zeit lenkt, überlassen, ob mir diese Freude von selbst in dem natürlichen Laufe meines Weges wiederkommen würde. Gottlob, es ist geschehen! Nun bin ich dessen froher, als wenn ich vielmal ausgegangen wäre, dich aufzusuchen. Nicht um deinetwillen bin ich dieser Straße gezogen, aber wohl habe ich an dich auf dem ganzen Wege gedacht; nun hat dich mir der Himmel wiedergegeben. Nun verlieren wir uns nicht mehr, auch wenn wir uns nie mehr wiedersehen sollten. Freuden, die der Himmel giebt, sind Himmelsfreuden, und behalten eine ewige Stelle in dem Herzen. Sei mir gegrüßt, du Kind meines Herzens! Der Segen meiner herzlichsten Freude bleibe dir! Uns kann nichts mehr trennen."

Sinfried weinte laut vor Freude, und konnte nichts hervorbringen, als: „Mein Vater! Mein Vater!" Das Schluchzen unterbrach seine Stimme. Seiner Brust war es, als wäre aus engem Grabe eine ganze Welt an sein Herz gekommen; aber wer vermöchte die Momente der reinsten, heiligsten Liebe zu beschreiben!

„Führe mich nun“, sagte der Greis nach den Momenten der innigsten Umarmung, „in deine Wohnung. Ich bin müde, denn ich habe einen weiten Weg gemacht, und ich sehne darnach, bei dir auszuruhen. Es giebt nichts Süßeres in der Welt, als auszuruhen bei einem Freunde, und zu dem Gefühl, daß wir Ruhe bedürfen, das schöne, dankerweckende Bewußtsein zu bringen, daß irgend etwas in der Welt vorhanden ist und in unserm Leben vorhanden war, worin wir volle himmlische Ruhe und Zufriedenheit hatten. So werde ich bei dir ruhen, und das freue dich immer, daß so ein Mensch bei dir ausruhte. Wer einmal recht erfahren hat, was Ruhe heißt, o der kann die Ruhe nie verlieren; denn es gilt von der Ruhe, was ich dir eben von der himmlischen Freude sagte: was vom Himmel kommt, hat das Kennzeichen des Ewigen. Gottlob, daß wir uns wiedergefunden haben! Diesen Augenblick kann uns nichts mehr entreissen.“

Sinfried war wie ausser sich. So vollströmend war seine Herzenslust, daß er sie in dem engen Raum des Herzens nicht zu bergen wußte. Er war keines klaren Gedankens fähig, hatte zu keiner Frage Zeit. Das Einzige, was er zu sagen

vermochte, war der Ausruf: „Mein Vater! Mein Vater!“ Er hatte seinen Greis, er hatte seinen Vater, er hatte sein ganzes voriges Leben, er hatte die ganze Welt wieder erhalten. Daß der Greis ihn und Alles, was in ihm vorging, verstände, sagte ihm sein Gefühl. Was bedurfte es der Worte! Selbst des Dankes bedurfte es nicht, seine kindliche Freude war ja der höchste Ausdruck von ihr. Der Greis hatte indessen seine Bürde niedergelegt. Er langte ein Brod und Früchte aus seiner Reisetasche, und forderte von dem Freunde einen frischen Trunk aus der Quelle. Anderes wollte er nicht, obgleich der Jüngling Alles herbeiholte, was er vorräthig hatte. „Daß du Vorrath im Hause hast“, sagte er, „ist mir lieb; aber daß ich nicht mehr bedarf, als ich selber bei mir trage, ist auch gut. Wenn wir in der Welt Freude haben, nicht umkommen, und daneben auch etwas übrig behalten, um im Fall der Noth einem Andern mittheilen zu können, dann haben wir Alles gehabt, was in der Welt zu wünschen ist. Dieses unser Nachtmahl, mein Sohn, können uns Fürsten und die Reichen beneiden; denn so, wie wir uns wiederfanden, finden sich diejenigen nie wieder, die im Ueber-

fluß leben und nie erfahren haben, wo die Freude und worin sie zu Hause ist.“

Sinfried konnte nichts essen. Sein Schlaf an der Seite des Greises war ein Wonnetraum. In dem Gedanken: ich habe meinen Vater wieder! hatte der Glückliche die ganze Welt vergessen, aber der ganze Himmel war sein!

Erste Fortsetzung.

Augenblicke, die ihr dem Sterblichen wie Träume aus einer andern Welt erscheint — wie goldene Funken eines heiligen Morgens des Lenzes schwebt ihr herab zu dem, dem ihr beschieden seid. Er erwacht wie aus langem Schlafe; es spannt sich über ihm Aetherklarheit in schwellenden Lichtkreisen; Seligkeit übernimmt sein Herz; er ist der Erde entnommen; er sieht nichts mehr von ihr, und Grab und Tod sind nicht mehr — dann aber kehrt das besonnenere Bewußtsein wieder; er erkennt seine bekannte Heimath zur Seite der Gräber; doch Frühlingsblumen sprossen neben ihnen, und Glanzfunken wallen über die Flur und an dunkeln Baumgewölben herab.

So war Sinfrieds Erwachen, als er beim Kommen der Morgendämmerung den theuern Greis ihm zur Seite schlummernd erblickte. Das am Abend Vorgefallene, und daß er die ersehnte Gestalt des Ehrwürdigen noch vorhanden sah als etwas Wirkliches, das nun die Helle des anbrechenden Tages beleuchtete — dies kam ihm vor, wie ein Traum. Er mußte seine ganze Besonnenheit herbeirufen, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum sei; ja es kam ihm vor, als sähe er seinen Vater, wie er ihn als Leiche gesehen hatte. In tiefem Schweigen versunken, wagte er es kaum zu athmen. Da schlug der Greis die Augen auf und sagte, noch ehe er sich umwandte: „Willkommen, o freundliches Licht! Gelobt sei der, der in dem Lichte des Lichtes wohnt, der ewig war und sein wird!“ Dann rief er mit Herzlichkeit, da er Sinfried schon erwacht fand: „Guten Morgen auf der Pilgerstraße, die aus dem Dunkel zum Lichte führt!“

„Wie süß habe ich hier geschlummert“, fuhr er dann fort, „es war mir, als wäre ich schon in der Heimath angelangt gewesen. Alle Mühen des Weges und der Reise waren vergessen. Ich war schon angelangt an Hügeln, wo nie die Sonne

untergeht; dennoch bin ich auch wieder froh, erwacht zu sein, wo der enge Weg des Lebens zwischen Dämmerung und Schatten dahin läuft. Fällt doch immer auch wieder ein Strahl aus fernen Höhen auf den engen Pfad, aber seit langem ist kein Tag mir freundlicher erschienen, als dieser, an dessen Morgen ich dich, mein guter Sohn, an meiner Seite erblicke. Oft habe ich darnach gesehnt, dich wieder zu sehen. Gottlob, dieser Wunsch ist erfüllt worden. Auch du hast dessen Freude, das lese ich in deinem Gesicht. Auf nun, von unserm Lager! Und das sei unser erstes Geschäft, daß wir dem Andenken unsers Wiederfindens in Freude, Liebe und Ruhe ein sichtliches Zeichen setzen; denn heller Maalzeichen bedarf der Weg des Lebens, und die Dankbarkeit richtet sie auf, sollten wir auch nie mehr an ihnen vorbeigehen. Nehmen wir doch die Inschrift solcher Wegeszeichen in unserm Herzen mit. Dir sei es überlassen, wo wir das Maalzeichen errichten sollen. Ich werde dir folgen.

Sinfried besann sich. Er antwortete, indem sie aus dem Hause gingen: „Ich weiß eine Stelle, da scheint die Morgen- und Abendsonne hin, da sieht man die Straße, das Haus unter

den Eichen und die alte Brücke.“ Er führte den Greis zu dem Hügel, wo sein Vater begraben lag. „Hier“, sprach er, „ist meines Vaters Grab. Auf dieser Stelle habe ich oft mit Thränen darnach gesehnt, daß ich euch, meinen zweiten Vater, wiedersehen möchte.“

„Du hast wohl gewählt,“ sprach der Greis; und Beide wälzten nun einen weißen Stein, der unfern von der Anhöhe lag, zu der Grabstelle herab, den sie in den Boden befestigten. Dann nahm der Greis eine Hand voll umherstehender Kräuter, legte sie auf einen Stein und sagte: „Schön verwelkt, was die Liebe dem Verwelken übergab. Diese Hand voll Kräuter sind Menschenfreuden. Die Zeit mäht sie hinweg, aber die liebende Erinnerung kennt die Stelle, und ihr ist sie heilig. Jüngling! heilig sei dir, und wäre es auch das Geringste, was Liebe und Freude dir heiligten. Wenn du zu diesem Steine kommst, wenn du deines Vaters gedenkst, so ererinnere dich auch meiner. Auf dem Lande der Trennung feierten wir unser Wiedersehen. Tod und Leben umarmten sich hier!“ Bei diesen Worten schloß er Sinfrieden in seine Arme,

und sagte wie am Abend: „Gottlob, daß ich dich wiedersehe, wie ich dich verlassen!“

Nun setzten sie sich an den Hügel nieder. „Ob ich je wieder dieses Weges kommen werde“, hob aufs neue der Greis an, „wie vermöchte ich das vorauszusehen! Ob ich es wünschen soll? — dies lasse ich unbeantwortet. Mein Grundsatz ist: nicht mehr zur Zufriedenheit zu begehren, als sich mir natürlich giebt; doch wo sich uns etwas natürlich und gleichsam ohne unser Dazuthun giebt, wo sich etwas anderes natürlich daran reiht, da scheint dies Andere noch zu dem Ersten zu gehören. Du sollst jetzt erfahren, wie ich das meine.“

Ich glaube in deinem Herzen wie in dem meinen zu lesen, daß es uns beiden lieb wäre, nun wir uns wiedergefunden haben, noch eine längere Zeit einander nahe zu bleiben. Ich bin zu alt, um an irgend einem Orte auf der Reise lange weilen zu wollen; überdies sehne ich nach der bleibendern Stelle, wo ich schon seit langen Jahren mich angesiedelt habe. Du bist jung, und deinem Leben mag eine kleine Abwechslung wohlthun. Wie wäre es, wenn Du mich auf der Reise, die ich noch zu machen habe, begleitetest?“

Sinfried sprang vor Freude empor; auch der Alte richtete sich auf. Beide gingen zum Hause hinab und zu einem guten Nachbar, der beim Anblick des Greises sich erinnerte, daß er ihn schon ehemals des Weges hatte ziehen gesehen. Dieser übernahm gerne die Aufsicht über Sinfrieds kleine Wirthschaft. Dann pilgerte dieser mit dem Alten fort, nachdem sie etwas Nahrung zu sich genommen hatten.

Als sie zu der alten Brücke kamen, stand die Sonne schon hoch. Es war um eine ganz andere Tageszeit, als jene war, da Sinfried zum erstenmal dem Greise begegnete. Kein Verlangen fühlte jetzt der Jüngling, an jener ihm so theuer gewesenen Stelle zu weilen, und der Greis eilte jetzt, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihm hinüber. Sinfried konnte sich's nicht läugnen, daß ihm dies etwas befremdend vorkam; aber er sagte nichts, weil er den Greis in Gedanken versunken sah.

Endlich begann dieser: „Weißt du auch wohl, warum ich jetzt mit dir über die Brücke hinweggeeilt bin, auf der wir doch beide einst in Liebe und gedankenvoll weilten, als wir unsere erste Bekanntschaft machten?“ — Sinfried erwiederte:

„Ich weiß es nicht; und sonderbar genug, auch mir war es so, als sollten wir diesmal nicht dort verweilen. Wie soll ich mir diesen Widerspruch mit meinem eigenen Empfinden erklären? Ich bin doch um nichts anders geworden, und ich habe des Vaters nie dort vergessen, und immer auch deiner, mein Vater, in Liebe gedacht.“

Ihm erwiederte der Greis: „So sehr ist, mein Sohn, in der Welt Alles dem Wechsel unterworfen, daß wir auch uns selbst verlieren, indem wir uns noch zu besitzen glauben; aber Alles hat seine Zeit und Stunde. Andere Anscheinpunkte hat der Morgen, andere der Abend; andere Empfindungen führt jede Jahreszeit, besonders des Jahreserwachens und der Jahresneige herbei. Unsere Pflicht ist: in allem die Natur zu belauschen, in allem naturgetreu zu sein; dann bleibt alles unser, was je unser war. Nicht lasse dir's bange sein, wenn du auf einer Stelle nicht mehr oder nicht immer auf die gleiche Weise, wie ehemals in irgend einem Augenblick, dein Herz empfindest; aber das sei dir angelegen, wo eine neue Lebensempfindung in dein Herz strömt, solchen Moment tief und innig zu fassen. Er ist dir dann nie verloren. Ehe du dich dessen ge-

wahrest, kommt er dir von selbst wieder. So wird dir auch die Stunde wiederkommen, da du auf der Brücke weilen wirst, wie ehemals, und des Vaters und meiner dort gedenken wirst, wie bisher. Verstehst du nun, warum wir diesmal über die Brücke wegeilten? Es war eine andere Zeit und Stunde, und wir beide empfanden den natürlichen Willen, nicht an etwas zu rühren, was wir unser nennen, weil es sich schön und natürlich unserm Herzen verewigte."

Sinfried begriff, was der Greis zu ihm sagte, und wurde mit jedem Schritte des Weges froher. „Vater!" rief er aus: „nie gekannte Freude durchglüht meine Brust. Es ist mir, als wäre ich nie gewesen, als begänne mir ein neues Sein; ich athme Seligkeit! Das alles mag wohl daher kommen, daß ich dich wiederhabe, daß ich an deiner Seite gehe."

Der Greis sah ihn freundlich an und überließ ihn seiner Empfindung. Als sie aber zu einer Höhe gelangt waren, auf welcher blühende Bäume standen, und von wo man weit zurück in die Thalgegend sah, hob er so an:

„Sieh, welche Strecke wir unvermerkt zurückgelegt haben, weil uns die Freude begleitete.

Es ist um alles Dahingehen in natürlicher Freude eine heilige Sache. Daß du unsers Beisammenseins froh bist, glaube ich dir gern; es ist mir auch so; aber es ist noch ein anderer Grund vorhanden, warum wir in einem neuen Leben wallen. Siehst du nicht, daß es Frühling ist, und daß wir uns auf einer Frühlingsreise befinden? — Was sollte uns hier die alte Brücke? was alles Vorige? Wir haben uns von dem Tode und allen Bildern der Vergänglichkeit getrennt. In anderm Sinn rufe ich dir jetzt zu: wenn du den Frühling siehst und zu blühenden Bäumen kommst, gedenke meiner!"

„O mein Sohn! Es giebt für den Geist des Menschen keine größere Seligkeit, als die: aus der Nacht den Morgen hervorgehen zu sehen, und wenn des Jahres schönste Morgen aus den Quellen des ewigen Lichts und Lebens quellen, in Liebe und Freude sich wegzuwenden von allem, was die Seele in Gedankenernst versenkt, und zu athmen wie ein Neugeborner in Lebenslust und Wonne. Es ist wieder Frühling! — O wer dies in jedem Frühling recht zu denken, recht auszusprechen weiß, der hat einen Freudenüberschus für ein ganzes Jahr in sein Herz aufgenommen;

denn Höheres, Beseligenderes giebt es für ein Menschenherz nicht, als zu denken: es ist wieder Frühling!“

„Mehr als sechszig Jahre lang habe ich den Frühling wiederkommen sehen. Immer ist er mir neu gewesen, als erlebte ich ihn zum erstenmal. Kein Kummer und keine Sorge drückte so sehr mein Herz, daß ich sie nicht vergessen hätte, wann ich Blumen und Bäume aufs neue entblühen sah. Diese Freude, die höchste, reinste von allen, die von aussen her in die Seele dringet, sei dem Menschen ein Zeugniß, wie es um ihn stehe; und nicht umsonst sagte ich dir die Worte: Gottlob, daß ich dich wiederfinde, wie ich dich verlassen habe! — Jeder künftige Frühling rufe dir künftig, wenn ich nicht mehr sein werde, diese Worte ins Gedächtniß. Kind, es mag dem Menschen gehen, wie es will, wenn er sich je des Frühlings recht gefreut hat, immer wird er, auch wenn ihm im Laufe seines Lebens mitunter Hartes und Drückendes widerfahren sollte, an dem Ueberschuß, den schon ein einziger wahrhaft beglückender Frühling ihm verlieh, Trost und Genüge haben. Unschuld des Herzens, Dankbarkeit für empfangenes Glück und Gutes,

und Frühlingslust, wie ich sie meine, sind Eins. Gottlob, daß wir uns im Frühlinge wiederfanden! Um dieser Freude willen sind wir unsers Beisammenbleibens gewiß, auch wenn Zeit und Umstände uns wieder trennen sollten.“

Nach dieser Ergießung, und nachdem Beide ein kleines Mahl an frischer Quelle verzehrt hatten, setzten sie ihre Reise weiter fort.

Sinfried sah und sah sich nicht satt an den Thälern und Tiefen, die sich in immer neuen Wendungen und Gestaltungen vor ihm versenkten, so oft eine neue Höhe erreicht wurde. Endlich kamen sie zu einer Säule, auf welcher Wortzeichen eingegraben standen. „Was bedeutet diese Säule? Was sagen die eingegrabenen Zeichen?“ fragte der Jüngling.

Der Greis antwortete: „In Zeiten der Vorwelt haben Menschen gelebt, wie wir, und es hat in manchen Gegenden und in Zeiten, von denen sich sonst kaum eine Spur mehr entdecken läßt, sinnvolle Menschen gegeben, von denen sich einzelne Worte der Weisheit erhalten haben. Es ist etwas Hocherhebendes um solche Zeichen, in denen etwas uns Unbekanntes auf eine verständliche Weise mit uns spricht. Den Ursprung die-

ser alten Säule vermag ich dir nicht anzugeben, aber die Zeichen kann ich dir deuten, und nie bin ich hier vorbeigegangen, ohne in stiller Ehrfurcht zu verweilen. Die Worte heißen:

Dem was sein muß. Dem was sein will.
Dem was sein wird.

Diese Worte schreibe einstweilen in dein Herz. Auf dem Berge werde ich sie dir erklären.“ Eine lange Weile ruhten beide stumm vor der grauen Säule, dann pilgerten sie weiter fort.

Als es dunkel zu werden anfing, kamen sie zu einem stillen Grund. Daselbst weidete eine Heerde. Ein Hirt, der mit einem breiten Pelzrock von Fellen bekleidet war, grüßte freundlich den Alten, und führte die Müden zu seiner Hütte. Er bereitete ihnen ein Lager von dürrem Laub, und setzte frische Milch und einen Braten ans Feuer; indessen knüpfte sich ein Gespräch zwischen ihm und dem Alten an.

„Ihr seid lange entfernt gewesen“, sagte der Hirt, „aber ich habe seit zwei Tagen zweimal an euch gedacht, und es hat mich fast gedünkt, als sähe ich euch wiederkommen, weil ihr mir vor den Augen schwebtet.“

„Solches höre ich gerne“, sagte der Greis,

„und bin nun desto froher, wieder da zu sein, wo ich eine Spur von mir im Gemüth eines Menschen entdecke: aber was hat euch an mich denken gemacht?“

„Ihr wißt es“, sagte der Hirt, „als ihr hier im vorigen Herbst vorbeizoget, wie ich nach einer Quelle suchte, die mir hier nahe wäre, damit ich nicht immer zur weiten Quelle der Tränke am Fuße des Waldberges den Weg zu machen hätte. Ich war der vergeblichen Mühe überdrüssig, und wollte von der Arbeit ablassen, als ihr dazu kamet und mir zuriefet: Grabe tief! — Ich grub tiefer und tiefer, fand aber doch kein Wasser. Denkt euch gestern meine Freude, als ich die Grube voll klaren Wassers und neben ihr das rinnende Bächlein fand. Das war Eins; und diesen Morgen dachte ich noch einmal an euch, als mir ein junges Thier meiner kleinen Heerde von einer Felsensteile herabgestürzt war. Da wollte ich laut klagen, als sei mir ein großes Unglück begegnet; ich dachte aber wieder an euch, wie ihr mir ein anderesmal, als ich eines Beinbruchs wegen Hirt geworden war, sagtet: Nimm Unfall für Glück, und dachte, wie ich durch jenen Schaden zu einem zufriedenern Loose geführt worden bin.

Da konnte ich nicht mehr klagen; ja ich sagte: heute wird mir was Glückliches begegnen. So ist's geschehen. Zwei neue schönere Lämmer hat mir heut die Heerde gebracht. Das bedeutete zugleich, daß ihr mit einem Reisegefährten kommen würdet. Nun giebt uns das fette Lamm, das ich tödten mußte, einen guten Bissen auf die Nacht; das mag nun wohl ein Glücksmahl heißen." — Der Greis lächelte, sagte aber froh: „Nun, weil wir denn als Glückskinder daher gekommen sind, so haben wir auch das Glücksmahl verdient; die Quelle aber soll von nun an nach meines Glücksgefährten Namen die Sinfriedsquelle heißen. Man ging die volle Quelle zu besichtigen. Sinfried mußte nun einen Krug voll aus ihr schöpfen für das Nachtmahl. Alle waren in Einfalt des Herzens kindlich froh. Der Hirt hatte in seinem Leben keinen glücklichern Tag gehabt. Das sagte auch Sinfried; mit sanfter Stimme fügte der Alte hinzu: Gottlob!

Zweite Fortsetzung.

Was dünkt dich von unserer Frühlingsreise? sagte der Greis, als er und Sinfried sich an dem

folgenden Morgen wieder auf dem Wege befanden, nachdem sie noch zuvor mit dem Hirten an der neuen Quelle den Abschiedstrunk genommen hatten. Sinfried erwiederte: „Ach, nun werde ich's immer wissen, wann es Frühling sein wird, weil ich mit euch, mein Vater, eine Frühlingsreise machte."

„Ich freue mich", fuhr der Greis fort, „besonders auch um deinetwillen, daß uns auf unserer kleinen Reise dies und jenes zufällig aufstieß, das in bildlicher Erinnerung das Leben des Gedankens befestigt. Was sich am Wege des Lebens natürlich giebt und natürlich zu etwas Bildlichem sich gestaltet, so daß die fliehende Freude darin gleichsam festgehalten wird, das nenne ich Glückliches. Ein Nichts wird da zu lebendigem Erinnerungsmonument, während das künstliche Nachmachen des Glücklichen sogar den Sinn dafür zerstört. Geh nie darauf aus, mein Sohn, die Freude und das Glückliche zu suchen; aber wo sie dir ungesucht begegnen, genieße sie! Das ist meine ganze Lebenskunst, und noch nie hat es mir an Freuden gefehlt. Wer die Freude als Geschenk des Himmels zu nehmen weiß, dem gewähren geringe und gering schei-

nende Dinge größere Freude, als je ein Reicher mit allen seinen Schätzen zu erkaufen vermöchte. Auf ähnliche Weise verhält es sich auch mit der Weisheit. Wer sie zu finden weiß, das heißt, wer den natürlichen Sinn für sie hat, entdeckt sie oft in dem kleinsten Wort, das die Lippen kindlicher Einfalt sprechen. Als solches Wort merke dir auch das, was uns der Hirt nach seiner Weise im Bilde versinnlichte, ohne den tiefern Sinn davon zu ahnen: Grabe tief! — Nimm Unfall für Glück! — Dieser Worte gedenke, wenn dir je die Freude ausgehen, Muth und Ruhe fehlen sollten. Dem Pilger durchs Leben sind sie unentbehrlich. In deinem Herzen werden sie dir klar werden! Und wenn dies geschieht, dann wird unser glücklicher Abend in des Hirten Hütte dir wie ein goldner Traum zurückkommen, und Sinfrieds Quelle wird dir immer nahe sein." Sinfried hörte mit offener Seele, und ahnete froh, daß er aus der Hütte mehr in seinem Geiste mitgenommen hatte, als er bis dahin gewußt.

Indessen ging die Reise der Pilger fort durch einen dichten, hohen Wald. Bemooste Felsentrümmer lagen zwischen den hohen Stämmen und Wurzeln. Starre Aeste durchkreuzten sich. Mühe-

voller wand sich der Pfad hinan. Von dem Ausgang war nichts zu sehen. In den Wipfeln der Bäume vernahm man hie und da den Flügelschlag großer Vögel. Nachdem sie eine lange Weile schweigend meistens einer hinter dem andern gegangen waren, sagte der Greis, indem sie auf einem umgerissenen Stamme, der wie eine zerbrochene Säule dalag, rasteten: „Auch an diesen Wald erinnere dich, mein Sohn, wenn du künftig dieser Frühlingsreise gedenkst. Hier stehen zahllose Inschriften von der Hand der Zeit geschrieben. Merke dir dies: Wer zur Höhe will, muß durch die Waldstrecke.“

„O mein Sohn! Auf dem Weg durchs Leben gerathen, und zwar gerade die bessern Menschen, oft in die ernste, freudenlosere, von Unglücksraben umkrächzte Waldstrecke; aber wer sein Ziel kennt, und von frohmachenden Erinnerungen begleitet seines Weges geht, der dringt durch den Wald, und möchte nachher um Vieles nicht die dunklere, beschwerliche Strecke entbehren. Oft habe auch ich solche Strecken durchgemacht. — So oft ich nun durch diesen Wald gehe, gedenke ich der schwerern Zeiten meines Lebens, schaue sie im Zusammenhange mit allem Andern an,

was zu meiner Erfahrung gehörte, unter dem Bild der Waldstrecke, und sage dann, wie hier, wo wir bald am Ausgang sind, auch davon: Gottlob!"

Nach wenigen Schritten, die sie hierauf zurücklegten, waren sie aus dem Wald. Eine lichte, heiterfreundliche, von der Abendsonne beschienene Höhe dehnte sich vor ihren Blicken aus. Nach einer mäßigen Weile sahen sie über den Wald, dann über viele Waldgründe hinweg; dann wurde ihnen immer mehr und mehr der Weg, den sie gemacht hatten, kenntlich, und endlich trat auch die Ebene mit dem Fluß und der alten Brücke hervor.

Freudiger rief der Alte! „Sieh in das Land hinab und weide dein Auge! Aber noch mehr freue dich, daß Unzähliges in deiner Seele lebt und vorhanden ist, wovon du nichts siehst. So, mein Kind, steht ein dankbarer Mensch vor dem Bilde des vergangenen Lebens. Unzähliges ist den Sinnen nicht mehr da, aber der Seele ist es nicht verschwunden. Gedenke unserer Frühlingsreise, indem wir sie noch machen, als wäre sie schon Vergangenes, und sage aufrichtig: glaubst du wohl, daß sie dir je vergangen sein könnte?"

Sinfried antwortete bewegt: „Mein Vater, wie möget ihr mich das fragen?“ — „Und doch wird auch sie einst vergangen sein“, fuhr der Greis fort, „wenn wir vorüber gegangen sein werden. Auf der Erde ist nichts *unser*, wie vieles wir *unser* nannten. Genug, wenn bis zum letzten Abend, wenn die Sonne an unsere letzte Reisehütte scheint, uns Freude, Liebe, Erinnerung und Dank nicht verlassen haben. Denke nicht hinaus über die Abendhütte! Deine Sorge sei in schöner Empfindung, ruhig, heiter und frei von allem, wann alles uns verläßt, zu ihr hin zu gelangen.“ Bei diesen Worten wandte sich der Alte um einen Stein oder ein Felsenstück, auf welchem sie gesessen hatten, und wies dem Jünglinge ein kleines weißes Haus, von etlichen alten Tannen umgeben. „Sieh“, rief er, „das ist mein Sommerhaus, das ich selber mit Mühe hier erbaut habe. Hier geht nie die Sonne unter, denn immer bleibt es hell um den Berg; daher wird er der *weiße Berg* genannt. Hier wohnen die reinern Lüfte. Hier glänzt die sternenhellere Nacht und hier liegt *die Erde unter mir*. Nachdem ich lange in der Welt gelebt hatte und ihrer müde geworden war, bin ich

daher gezogen. Im Herbste aber verlasse ich diese Höhe wieder und pilgere in eine weit von hier gelegene tiefere Gegend. Auf einer solchen Reise war es, als ich dort auf der Brücke dich antraf. Was dünkt dich nun von dieser Einöde? Ist deinem Herzen hier wohl?" — Sinfried sagte von Herzen: „Mir ist wohl!" Der Alte schloß den Jüngling in seine Arme, indem er rief: „Sei mir willkommen in meiner Sommerhütte! Gottlob, daß wir sie glücklich erreichten!" Er öffnete nun mit einem Schlüssel die Eichenthür des Hauses. Nichts war darin, als ein hartes geflochtenes Bette, ein Tisch, ein Paar Tannenblöcke, die zum Sitze dienten, und ein niedriger Feuerheerd. In einer offenen Nebenkammer lag viel dürres Holz; eine andere ebenfalls mit einer Eichenthür versehene Kammer war verschlossen.

Die beiden Pilger zündeten sogleich ein Feuer an. Sie genossen eines kleinen Mahles von dürren Früchten, von welchen der Alte einen wohlerhaltenen Vorrath aus der verschlossenen Kammer holte. Ein naher Felsenquell reichte frischen Trunk. Dem Jüngling war es, als wäre er zu seinen Knabenjahren zurückgekehrt, als er oft in

der Abendstunde am Feuerherd mit seinem Vater saß, wenn der vertraulich mit ihm von vergangenen Dingen redete, oder schweigend sinnend dem Lodern des Feuers zusah. So blickte jetzt auch der Greis, in Ruhe schweigend, in die Flamme, und sagte blos: „Für heute sei uns das genug, daß wir da sind, wohin wir gelangen wollten. An solchen Punkten will auch der Geist seine Ruhestelle. Morgen, wenn wir ausgeruht haben, kehrt uns das Empfinden unseres Lebens heller und in neuen Bildern wieder. Dann wollen wir uns freuen des Vollendeten, dann froher Neuesbeginnen und unsere Frühlingsreise fortsetzen.“ — Beide legten sich auf das harte, aber den Müden willkommene Lager nieder, um auszuruhen für den folgenden Tag.

Als des neuen Morgens erste Röthe an das Fenster des kleinen Hauses flimmerte, erwachte der Alte, und rief: „Willkommen, heilige Morgenröthe! Gelobt sei der, der im Lichte wohnt und das Licht aus der Morgenröthe sendet, der ewig war und ewig sein wird.“ Dann sah er sich um nach Sinfried und sagte: „Nie, mein Sohn, fehle dir der Segen, den jeder neue Morgen vom Himmel bringt. Unser Herz sei, so lange wir

auf der Pilgerstraße pilgern, eine stille Flamme, die ihrer Natur nach emporstrebt, als strebte sie mit der Gluth und Klarheit, die von oben herab kommt, sich zu vermählen. Knabe! wir erwachen heiligen Tagen; denn es ist Frühling! Und Frühlingsfreude mit irgend einer Seele zu theilen, die die unsere versteht, ist ein großes Geschenk des Himmels!“ — Sie richteten sich hierauf fröhlich vom Lager auf und steckten einige Früchte ein; dann führte der Greis seinen Freund in das Freie. Sinfried sah mit Entzücken in die von der Morgensonne beschienene weite umliegende Landschaft. Jetzt gewahrte er, daß das Haus nicht auf der letzten Höhe lag, daß der Berg, auf dem sie standen, sich umher dehnte, und daß sie an des Berges steilerer Seite emporgeklimmt waren. Der Greis führte nun den Jüngling auf einen viel höhern Punkt, der aber immer noch nicht der letzte war. Dort sah man auf die andere Seite hinüber, und es neigte sich da eine weite, unabsehbare, mit freundlichen Bäumen bedeckte Thalfläche herab. Aus der Ferne hörte man Stimmen von Heerden. „Hörst du,“ rief der Alte, „wie Alles des Frühlings sich freut?“ Dann sprach er so: „Wir haben, mein

Sohn, seit unserm kurzen Beisammensein des Guten so viel genossen, daß wir beide einiger Stille bedürfen, um mit Klarheit dem Einzelnen nachzudenken, und es in Zusammenhang mit unserer Herzenswelt und allem, was je ein Gedanke in uns verewigte, zu bringen. Ich werde dich hier für einige Stunden verlassen. Geh du indessen irgend einem Pfade nach, den du unter den Bäumen finden wirst. Furcht darfst du hier nicht haben. Weder Schlangen noch reissende Thiere giebt es hier, und eben so wenig feindliche Menschen. Verirren kannst du dich auch nicht, denn die Höhe, auf der wir stehen, sieht man in dieser ganzen Gegend. Wann es gegen Abend geht, wirst du mich hier wiederfinden." Sinfried willigte zufrieden ein, und bald sah er sich einsam unter den Bäumen, und fand einen Pfad, dem er in Gedankenstille nachging. Er rief sich Alles zurück, was ihm der Greis gesagt hatte, seit Beide zusammengekommen waren. Sein Herz schwoll in Freude, daß ihm so Glückliches, so Langersehntes, auf eine alle seine Erwartung übertreffende Weise, zu Theil geworden sei, und nun erst wurde er sich's recht bewußt, wie seine Seele an dem Alten hing. Diese Liebe zu dem Alten

erstickte in ihm jede Frage der Neugier. Es war ihm genug, zu wissen, daß ihn etwas Wirkliches beglückte, und die frohe Hoffnung, seinen guten Vater am Abend wiederzusehen, sicherte allem seinem Empfinden Ruhe, und zum erstenmale dachte er mit nie empfundener Seligkeit: „Es ist Frühling!“ — Das Murmeln kleiner Bäche begleitete ihn. Tausendstimmig tönte der Gesang der Vögel. Die Lerche wirbelte, die Winde schwiegen, und balsamischer Blumenduft stieg aus dem Gefilde empor, als sendete die Erde unsichtbare Flammen zu dem Himmel. So war er mehrere Stunden lang als ein Glücklichträumender in Einsamkeit hingegangen, als er auf einen Kreis junger Hirten stieß, auf deren Gesichtern die Farbe der Gesundheit glänzte. Als diese den Fremdling erblickten, hielten sie mit einem Wettspiel, das sie eben beschäftigte, inne, und fragten treuherzig: „ob er sich etwa verirrt habe, und wohin er geführt sein wolle? — Sinfried antwortete: „Ich habe mich nicht verirrt; ich komme vom weißen Berge, und kehre auch wieder dahin zurück; dort erwartet mich der Vater.“ Plötzlich schloß sich ein engerer Kreis um ihn, und Alle riefen: „O sage uns die gute Botschaft: ist unser

Vater wiedergekommen? Ist er da?“ Sinfried bejahte es und sagte: „Er hat mich zu dem Berge und zu seiner Wohnung geführt, und gestern haben wir das erste Feuer in der Hütte angemacht.“ Alle riefen: „O daß wir es hätten anzünden gesehen! Wir haben das dürre Holz hinauf getragen, daß unser Vater in den kühlern Abendstunden sich daran erwärme und es nicht so bald merke, wann die kältern Herbstnächte kommen, damit er recht lange bei uns bleibe.“ — Sinfried war entzückt, so viele heitere Kinder seines Vaters zu finden, die durch ihn sich glücklich fühlten, wie er selbst durch den Alten sich glücklich fühlte. „Du mußt bei uns bleiben!“ sagten die Jünglinge. „Komm zu der Heerde! Genieße frische Milch, und dann erzähle uns viel von unserm Vater, denn lange sahen wir ihn nicht mehr.“ Sinfried folgte ihnen, genoß der frisch gemolkenen Milch; dann setzte er sich zu den Hirten und erzählte ihnen alles, was er von dem Alten wußte und durch ihn erfahren hatte. Freudiger riefen dann Alle: „O nun ist es noch einmal so schön auf dem Berge, da wir wieder unsern Vater in der Nähe wissen; denn er hat uns die Augen geöffnet, daß wir die Welt sehen;

er hat uns unsere Freude kennen gelehrt; und durch ihn wissen wir, was Zufriedenheit ist.“ — Sie erzählten nun dem Sinfried alles, was sie von dem Greise wußten, und wie er schon seit langen Jahren auf dem Berge wohne, Allen fremd und doch Allen so bekannt und so wohlthuend sei; daß Jeder den Tag seines Weggehens fürchte, obgleich auch bei seinem Weggehen Allen Trost und Zufriedenheit bleibe. Alle sahen den Fremdling als einen Freund und Genossen ihres Glückes an, und baten ihn, als er sich zur Rückkehr anschickte, ja bald mit dem Vater wiederzukommen. Sinfried sagte: „Warum geht ihr nicht gleich mit mir? Wir finden ihn gewiß auf dem Berge.“ Die Jünglinge antworteten: „Wir möchten es wohl, aber wir dürfen nicht, denn wir sind an drei heilige Worte von ihm gebunden, die er uns in jedem Frühling klarer macht. Sie heißen: was sein muß; was sein will; was sein wird.“ — „Und versteht ihr diese Worte?“ fragte Sinfried. Sie antworteten: „Wenigstens fangen wir an, sie zu verstehen, und sehen ein, daß wir, um unsers Vaters Zufriedenheit zu erlangen, bei der Heerde bleiben müssen, bis er selbst zu uns kommen will; aber dann kommt auch desto reichere

Freude. Das letzte Wort hat er uns in diesem Frühling zu erklären versprochen."

Sie begleiteten Sinfried eine Strecke weit, gaben ihm geronnene Milch in geflochtener Schale und frische Milch in einem zierlich geschnitzten Gefäß mit; dann verließen sie ihn. — Sinfried aber kehrte sinnend und nach dem Greise inniger sehnend zu dem Berge zurück.

Der Greis kam ihm schon von ferne entgegen, schloß ihn dann in seine Arme, und sagte: „Gottlob, daß ich dich wieder habe! Ich sehe es dir an, daß du unserer kurzen Trennung nun froher bist, weil du dich selbst wieder hattest." Er nahm mit Freundlichkeit die mitgebrachten Gaben an; dann sahen Beide von der Höhe dem Untergang der Sonne zu.

„Kind!" rief er dann mit bewegter Seele: „Wie glücklich bin ich, zu denken, daß die Sonne heute glückliche, zufrieden-dankbare Menschen auf dieser Höhe beschienen hat. In der Welt giebt es der Undankbaren so viele, die hingehen, als leuchtete ihnen keine Sonne; und wie wenig gehört dazu, daß ein Mensch sich zufrieden fühle, wenn er nur dankbar und genügsam zu sein und sich selbst besitzen gelernt hat. Wundere dich nicht,

daß ich dich an diesem Morgen verlassen habe. Ich wollte dich in der Kraft üben, dich selbst zu besitzen; in der selbstgebotenen Trennung von einem Genuß ihn reiner, bleibender zu empfinden: in der eigenen Verknüpfung von Gedanken dein Herz und deine Seele zu fassen, als dein bleibendes Eigenthum. Mein Sohn, diesen deinen einsamern Wandelgang wirst du nicht vergessen. Erst seit heute hast du den Frühling empfunden, und seit heute einen großen Schritt in der Kunst: des Lebens Freude in Freiheit der Beschränkung zu besitzen, gemacht. Sieh, Alles unter der Sonne geht vorüber. Alles, was im Leben zu uns tritt, ist auch sogleich gewesen. Selten oder nie kommt es ganz auf die gleiche Weise wieder; aber was der Mensch in klaren Gedanken, in schönem Naturbilde in sich selbst ergriff, das ist sein, das trennt nie mehr von ihm. Um dieses Tages willen bin ich gewisser, daß wir immer bei einander sein werden, auch wenn uns die Zeit getrennt haben wird." — Schweigend sinnend hörte der Jüngling. Immer klarer wurden ihm des Greises Gedanken. Heiter und zufrieden kehrten Beide zu dem Hause zurück. Des Heerdes Flamme wurde aufs Neue

entzündet. Sie verbreitete in dem ganzen Zimmer ein freudiges Licht, seit Sinfried wußte, daß Liebe und Freude das dürre Holz herbeigetragen hatten; und das Mahl der mitgebrachten Milch war köstlich, wie jenes, das sie in der Hütte des alten Hirten nahe bei der Quelle, die Sinfrieds Namen erhielt, genossen hatten.

Dritte Fortsetzung.

Als das röthliche Morgenlicht wieder an das Fenster des kleinen Hauses schien, richtete der Greis sich auf, und sprach zu Sinfried gewandt: „Sei mir gegrüßt auf der Pilgerstraße, die zum Lichte führt! — Heute, mein Sohn, werde ich mit dir den Weg nehmen, den ich gestern in Einsamkeit gemacht habe. Er wird uns zur letzten Höhe des Berges führen.“

Sie nahmen etwas Nahrung zu sich; dann gingen sie zuerst zu einem kleinen Garten herab, den der Alte indessen umgegraben hatte. „In wenigen Wochen“, sprach er, „wird hier Alles grün sein, denn die Keime sind gesteckt. Wo man ärnten will, muß der Fleiß die Keime hinlegen.“

Er brach von einer grünen Staude einen Zweig ab; dann gingen sie. — Ernster war der Greis, als er gewöhnlich war, und unwillkührlich theilte Sinfried diese Stimmung. Nicht ohne Mühe gelangten sie zu einer Höhe, die um vieles höher lag, als jene, auf welcher Tags vorher Beide geschieden waren. Da war ein kleiner, freier, grüner Platz, auf welchem ein weißer Stein ruhte. Der Greis legte den mitgebrachten Zweig von seinem Herzen auf den Stein; dann sprach er tief bewegt: „Du bist der Erste, den ich daher führe.“ Erinnere dich an jenes Wort, das ich dir einst auf der alten Brücke sagte: „Wie du nicht mehr den Vater zur Seite siehst, so sehe ich seit vielen Jahren das nicht mehr, was mir das Liebste auf der Welt war.“ Wisse, dieser Stein ist eines Grabes Zeichen. Diese Erde trägt heiliges Gebein. — Als ich ein Jüngling war, in der Blüthe meines Lebens, da rettete ein Engel, den mir der Himmel sandte, meine Seele. Als ich Haß und Rache erfuhr, in meinem Elend umkommen zu müssen glaubte, begegnete mir die, die unter diesem Steine schlummert. Um der Liebe willen, die auf unbegreifliche Weise mir zu Theil wurde, vergab ich dem Haß, und um sol-

chen Glückes willen, daß ich das erlebte, söhnte ich mich mit dem Schicksal und allen Leiden meines Lebens aus. Willhilde war zu edel, um lange der Erde gehören zu können. Der Sturm zerknickte die schöne, zarte Gestalt und Blüthe ihres Lebens; aber sie war! — Ihre Liebe gehörte mir ewig; den Segen ihrer Liebe konnte keine Zeit mir entreissen; mein Dank folgt ihr in die weite Ferne! — Auf diese Höhe trug ich ihre Asche. Aus ihr erwuchs die Staude, die du in meinem Gärtchen sahst, und in jedem Lenz breche ich einen Zweig von jener Staude und lege ihn auf diesen Stein, der den heiligen Boden deckt. — Nun weißt du, was mich zu dem Berge geführt hat, als mir die Welt verödete; aber an diesem Grabe, in heiliger Abgeschiedenheit lernte ich meine Lebensfreude wiederfinden — in Dank, Erinnerung, Liebe, Hoffnung." — Bei diesen Worten sank der Alte an dem Steine nieder. Sinfried kniete neben ihm, und Beide weinten fromme Thränen. „Gottlob", sagte der Alte, „es sind Freudenthränen, geweint an der Inschrift, die wir auf der Säule lasen: was sein muß, was sein will, was sein wird!" Er drückte mit innigerer Empfindung Sinfried an seine

Brust, und sagte mit Thränen in den Augen: „Es ist Frühling!“

Sinfried wußte nicht, wie ihm geschehen war. Er folgte dem Greis, ihn fest an der Hand haltend, wie einem höhern Wesen. Beide klimmten zur höchsten letzten Höhe empor. Nun lag gleichsam die ganze Welt und auch das Grab unter ihnen. Der Greis hob seine Arme gegen den Himmel empor; dann sprach er sanft, wie mit verlöschender Stimme: „Gelobt sei der, der in den Tiefen des Himmels wohnt und das Licht aus der Morgenröthe sendet, der in Allem ist, der ewig war und ewig sein wird! — Kind! hier ist die letzte Höhe. Ueber diese geht kein Sterblicher hinaus; aber Heil jedem, der sie je erglimmte, dem sein Herz in reiner Flamme den deutet, den keine Sprache nennt, kein Wort erfaßt, kein Gedanke begreift. Hier drücke sich dir unvergeßlich ins Herz: es ist Frühling! Sonnen gehen auf und gehen zurückkehrend nieder; Bäume blühen, verwelken und kommen wieder! — Hier feiere ich mit dir von neuem unser Wiedersehen, hier unsere Trennung. Hier drücke die Hoffnung tief in dein Herz: was aus dem Lichte in unsere Seele kam, und in reiner Flamme unsere

Seele zum Licht erhebt, wird ewig sein!“ — Nun schwieg der Greis, als wäre ihm die Sprache entflohen. Sinfried bebte vor der Last des Unerfaßlichen. Dann kehrten sie auf einem andern Wege nach dem Hause zurück. Der Greis gieng an seine angefangene Arbeit, und Sinfried half ihm den Garten zu umzäunen. Am Abend fanden sie einen Krug mit frischer Milch und einen frisch geflochtenen Korb voll geronnener Milch vor der Thür des Hauses. „Morgen“, sagte der Greis, als sie das so freundlich gereichte Nachtmahl verzehrten, „wollen wir unsern Freunden den Dank bringen.“ Er füllte die leeren sauber gewaschenen Gefäße mit seltenen Früchten, die er aus der Weite mitgebracht hatte; auch Sinfried mußte einen Vorrath davon einstecken. So bereiteten sie sich zur bevorstehenden kleinen Reise, und als der nächste Tag anbrach, gingen sie.

Kaum hatten die Jünglinge die Kommenden erblickt, da eilten sie ihnen in schnellem Flug entgegen. Alle riefen: „Wir haben unsern Vater wieder!“ Der Greis umarmte die Glücklich-Frohen. Eine schöne frische Laubhütte mit Blüthenzweigen umkränzt, war geflochten. Alle Gaben der Heerde standen bereit. Ein Mahl, das

Fürsten beneiden könnten, vereinte die Liebenden zu Einem Kreise. Auch die Hirtenflöte ertönte. Des Liedes Freude ergoß sich in unkünstlichen Weisen. Oft ertönten dazwischen die Worte: „Wir haben den Frühling, wir haben die Freude, wir haben unsern Vater wieder!" Sinfried hörte in allem die Stimme seines Herzens, und wußte nicht, ob es seine eigene Freude oder die Freude Anderer sei, was ihn mehr beseligte. — Nachdem sich wechselseitig die Gemüther in frohem Lebensgefühl ergossen hatten, begaben sich Alle zu einer alten weitschattenden Eiche. „Kinder!" sagte der Greis: „Ich freue mich, daß ich euch wiedergefunden habe, wie ich euch verlassen. Nie fehle euch die Freude! Wisset sie immer durch Mühe zu verdienen! Erwartet, was die Zeit von selbst bringt! So ist mir und euch ein neuer Freund zu Theil geworden, dieser gute Sinfried. Diese Früchte, die ich euch aus der Weite mitgebracht habe, sollt ihr zum Andenken unsers Wiedersehens verzehren; und während ihr das thut und euern Heerden nachsehet, werde ich hier mit dem Fremdling allein zurückbleiben. Er wird bald wieder hinwegziehen, und ihm habe ich noch etwas zu sagen. Euch hoffe ich den ganzen Sommer

hindurch noch zu bleiben, und manche Stunde des traulichern Gesprächs wird die Zeit herbeiführen. Die Jünglinge nahmen erfreut die Gaben und entfernten sich.

Hierauf sagte der Alte zu Sinfried: „Sprich es aus, ob du dieser Frühlingstage von Herzen froh gewesen bist?“ Sinfried antwortete: „Wie möget ihr das fragen, mein Vater? Seligere Tage der Freude hatte ich nie.“ Weiter fragte der Greis: „Sprich es aus: ob dir an dem Empfangenen genügt, ob du zufrieden bist?“ Sinfried erwiederte: „Ich werde dieser Tage gedenken, so lange ich bin; ein ganzes Leben habe ich in ihnen empfangen.“ — „Nun dann“, setzte der Greis hinzu, „so sind wir auf einer heiligen Stelle. Hier, wo du deine Zufriedenheit mit bedeutenden Worten aussprachst, laß uns scheiden! So enden wir schön, was schön da war.“ Sinfried unterdrückte die Bewegung seines Herzens, aber er gab seinen Willen drein.

„Sei mir gesegnet, Kind meines Herzens, das mir der Himmel gab!“ hob nun der Greis mit feierlicherer Stimme an. „Ich habe Trost und Freude an dir gehabt. Ich werde dich nie vergessen; ich werde mich oft dem erfreulichen

Gedanken überlassen: Sinfried wird ein guter, ein zufriedener Mensch sein und die Welt in seinem Herzen finden, und alles, was ihm begegnen mag, unkünstlich, naturtreu zu nehmen und zu deuten wissen. Behalte die Frühlingsreise in den Bildern, die ungesucht dir sich gaben! Behalte die Inschrift auf der Säule, und deute sie dir aus deinem eigenen Empfinden. Was sein muß, ist das Nothwendige, dem Alles sich unterwerfen muß. Was sein will, ist die Liebe, es ist der Wille der Pflicht, es ist die Freiheit, sich selbst zu beschränken. Was sein wird, ist das Erhaben-Ewige, das wir nur ahnen, nicht erkennen. In diesem Gedanken richte dein Herz auf, zumal wenn über die Vergänglichkeit der Frühling emporblüht. — Lebe wohl, Sinfried; halte dich an dem, was dir einfach und klar des Herzens Stimme sagt, und traue keinem, der, unter welchem Namen es sei, dich von dem Empfinden in Liebe und Freude des Natürlichen wegleiten, und im Schleier des Geheimnisses und geheimnißvollen Worten dich zur Heuchelei mit Andern, oder mit dir selbst, verführen will. Du wirst, wenn du je in die Welt kommst, auf solche Leute stoßen. Jetzt vollende fröhlich deine Früh-

lingsreise. Im Herbst, wenn es Gottes Wille ist, das heißt, wenn jenes unbekannte Glückliche, das von selbst kommen muß, es so mit sich bringt, sehen wir uns wieder!“ Er schloß Sinfried an sein Herz, und rief dann den Jünglingen: „Euch lasse ich den Freund zurück, den der Frühling zu seinen zurückgelassenen Arbeiten ruft. Morgen, wenn der Tag zu dämmern anfängt, leitet ihn auf abkürzendem Pfade unter dem Berge hin, bis wo man die alte Säule sieht.“ Freudig versprachen es die Jünglinge.

So schied der Greis. Am folgenden Morgen leiteten die jungen Hirten den Frühlingswanderer bis zur alten Säule. Dort ergossen sich noch einmal die Herzen der Freunde gegen einander, und alle segneten den Greis. Fröhlich kehrten die Jünglinge zu ihren Heerden zurück. Sinfried aber pilgerte mit reicher, zufriedener und immer zufriedenerer Seele seinem väterlichen Erbe zu.

Gegenwart.

Die Gegenwart reicht zart der Weisheit Krone.
Des Lebens Weisheit ist Genuß.
Wohl dem, der schön dem Augenblick zum Lohne
Der Mühe weiht, ihm winkt von ihrem Throne
Der Menschheit frohster Genius.

Wie in der Urwelt steht im engen Bunde
Die Gegenwart mit nahem Glück.
Nicht blühet in dem fernen Hintergrunde
Vergangner Tage holden Glückes Stunde,
Ihr beut sie jeder Augenblick.

Der Gegenwart allein gehört das Leben,
Ein Traum ist die Vergangenheit;
Wie freundlich ihre Schatten es umschweben,
So flüstert ihre Stimme: Ach, das Leben
Verlor zu schnell die goldne Zeit!

Und stets verschwindet, wie des Irrlichts Schimmer
Der Zukunft lockendes Vielleicht!
Zum Ziel der Wünsche führet es uns nimmer;
Denn wir erblicken unsers Glückes Trümmer,
Wo es die kalte Hand uns reicht.

Die Gegenwart belohnt mit reicher Fülle
Die Brust, die schuldlos sich ihr weiht.
Sie webt des Wiederschimmers zarte Hülle
Dem Kommenden, sie lehret in der Stille
Erkennen sanftern Lauf der Zeit.

Wer sklavisch nicht um Erdenschätze handelt
Und keine Stunde sich vergällt,
Wer liebend auf dem Weg des Friedens wandelt,
Nicht Wünschen fröhnend Glück in Schein verwandelt:
Dem blüht stets nahes Glück der Welt.

Ihm bleibet stets ein seliges Empfinden,
Ob ihn des Lebens Herbst umweht;
Im nahen Kreise wird er immer finden
Die zarten Freuden, die dem Thoren schwinden,
Der eitle Wünsche ausgesä't.

Sein schönes Loos ist immerdar entschieden,
Weil er das, was er hat, genießt,
Weil er von dem Vergangnen nicht geschieden
Und mit dem dunkeln Künftigen im Frieden,
Im Daseyn Daseinslust umschließt.

E. Sch... geb. B...

Heinrich Frauenlob.

Herr Frauenlob ward dankbarlich
Von Damen in das Grab getragen.
Da hatt' er viel davon! Mir würd' es mehr be-
-hagen,
Die holden Schönen wollten mich
Bei Leben auf den Händen tragen.

Joh. Rud. Wyß, der Aeltere.

Das Röschen.

Süßes Röschen!
An dem wallenden Busen
Meiner geliebten, reizenden Luise
Bist du gestorben:
O wie beneid' ich,
Glückliches Röschen, dein Loos!

Wenn in Wonnegefühlen
Rascher ihr Busen flog,
O da hoben auch dich,
Röschen, die Wonnegefühle,
Und du wogtest
Mit der Empfindungen steigender, fallender Flut!

Wer, wer hat, o Röschen!
Ungestümer den Busen,
Rascher dich bewegt?
Darf ich freier athmen,
Oder muß ich weinend
Dich beneiden, Röschen,
Und dein glückliches Loos?

Karl Reh.

An Lethe.

Nimmer möge meine Seele trinken,
Lethe, nimmer den Vernichtungstrank;
Nie der Geist in deine Fluth versinken,
Wenn der Staub zurück zum Staube sank.

Jeder Klang dahingeschwundner Freuden
Halle ewig nach in meiner Brust,
Und der Blick auf überstandne Leiden
Fülle mich mit schwermuthsvoller Lust.

Hab' ich nicht schon einst aus dir getrunken,
Eh' ich dieses Lebens Kreis betrat? —
Noch beleuchten dämmernd ferne Funken
Eines frühern Daseins meinen Pfad.

Wohlthat wärest du dem Bösewichte,
Könnt' er untergehn in deiner Flut,
Und entflieh'n dem innern Strafgerichte,
Und verlöschen seiner Hölle Gluth.

Doch der Gute kämpfe nicht vergebens,
Denn der Kampf war seiner Seele Glück!
Das Bewußtsein eines edeln Lebens
Bring' er in die Geisterwelt zurück.

Daß nicht Alles wie ein Traum verschwinde,
Wenn des Todes schwarze Flügel wehn,
Und daß dort ich Alle wiederfinde,
All' die Lieben, die ich hier geseh'n,

Darum sprosse mir an deinem Rande
Einst ein freundliches Vergißmeinnicht,
Und ich nehm' es mit zum Geisterlande.
Die Erinn'rung ist das Weltgericht.

Nichts als meinen Wanderstab, die Krücke,
Will ich deiner dunkeln Welle weih'n;
Und ich geh' auf Mnemosynens Brücke
Triumphirend in das beßre Sein.

Jakob Schnerr.

Androklus.

Es dränget und woget in heiterer Stunde
Des leuchtenden Morgens, ein brausender Strom,
Hinauf zu des Circus gewaltigem Runde,
Sich festlich zu freuen, das jubelnde Rom.
Der Kaiser ist gütig, ob Gaben, ob Spielen
Soll freier das Volk und erquicket sich fühlen.

Schon tönen die Hörner, Trompeten erschallen,
Es zeiget der Fürst sich im Purpurgewand;
Die Grüße der sehnlich Erwartenden hallen,
Sie segnen mit Lippen, mit Augen und Hand.
In strahlender Milde durch dankendes Nicken
Erwiedert der Kaiser des Volkes Entzücken.

Und jetzo vom herrlichen Sitze hernieder
Mit mächtigem Blicke gebietet er Still':
Da lagert die rauschende Menge sich wieder,
Und dumpfig erhebt sich des Wildes Gebrüll.
Ein Wink — und es klaffen die Zwinger, die Schranken,
Entsetzen und Grausen betäubt die Gedanken.

Verbrecher, zum schmählichen Tode gerichtet,
Betreten des Mordes eröffnete Bahn;
Zerfleischet von reissenden Zähnen — vernichtet,
Soll Marter und Strafe der Sünder empfah'n.
Doch Waffen sind karg den Verdammten gegeben,
Ob einer durch Kämpfen sich friste das Leben.

Und schon ist gefaßter die schauende Menge,
Der menschenvertilgenden Spiele gewohnt,
Daß früh zu des Krieges unseliger Strenge
Der Muth sich bereite, dem Siegen nur lohnt.
Es fliegen hinunter die spähenden Blicke,
Zu forschen, wo Streit und Vertheidigung glücke.

Da siehe, da bäumt sich im heulenden Kreise
Des grimmen Gewildes ein schnaubender Leu,
Es blitzet sein Auge nach zuckender Speise,
Die sterbend ihm Lust und Ersättigung sei.
Kein Löwe, kein Tiger — in Schaaren zu zählen —
Erdreistet vor ihm sich die Beute zu wählen.

Und rings im erschrocknen Gedräng der Verzagten,
Der Mörder und Räuber, dem Tode geweiht —
Ob sonst sie vermessen das Grausette wagten,
Ist keiner, der tröstender Hoffnung sich freut.
Zu wüthend, zu mächtig, in scheußlichen Horden
Sind tausend Verderber gerüstet zum Morden.

Vom Grunde gehoben mit tödtlichem Dräuen,
Als bräch' er vom Himmel ein Adler herein,
Erwählet sein Ziel sich der Erste der Leuen,
Und stürzet hinab in der Schuldigen Reih'n.
Es zittern die Frevler, mit klagenden Tönen
Entfliehet den Herzen verzweifelndes Stöhnen.

Wie staunet das Volk! Wie verkündet es schweigend
Der hohen Bewunderung stilles Gefühl!
Als ruhig der Springer zur Erde sich beugend,
Und friedlich gelagert im Schreckensgewühl,
Die Füße des Opfers, vor allen erlesen,
Mit Schmeicheln belecket, mit freundlichem Wesen.

Aufathmend hernieder nun blicket der Arme,
Dem sicheres, schnelles Verderben gedroht;
Nicht hofft er, daß seiner der Leu sich erbarme,
Doch fühlt er befremdet verschoben den Tod.
Und, Wunder! mit freudig erglänzenden Blicken
Beginnt er zum Löwen sich grüßend zu bücken.

Wie Mägdelein kosen mit sammtenen Händen
Das zärtliche Täubchen, am Busen gehegt,
So waget der Sklave, die strotzenden Lenden
Des Königs der Thiere, der sanft sich gelegt,
Mit spielender Hand zu berühren, zu streichen —
Es duldet der Starke das trauliche Zeichen.

So weilen auf blutigem Sande die Beiden,
Von Mord und Zerstörung und Schauder umringt;
Kein Raubesgelüsten beweget zu scheiden
Den Leu, der die Gier und den Hunger bezwingt;
Doch drängt er hervor sich, den Freund zu bewachen,
Wenn tückisch sich nahet ein gähnender Rachen.

Entzückt ob des edelen Thieres Geberden,
Erhebt sich die Menge mit Jubelgeschrei:
„O möchten verschonet, erledigt sie werden!“ —
Da winket der Kaiser: „Ich gebe sie frei!“
Es öffnet im Nu sich die klirrende Pforte,
Zu schützen die zwei an gesichertem Orte.

Und rasch zu dem Throne den Sklaven zu führen
Sind Boten entsendet — sie kommen zurück;
Es ließ in der Seele der Kaiser sich rühren,
Er grüßt den Erlösten mit heiterem Blick:
„Was konnt' im gewissesten Tode dir nützen,
„Daß selbst dich ein Wüthender mußte beschützen?“

„Ach Kaiser!“ versetzt der Befreite mit Thränen:
„Mir schenken die Götter so schonende Huld.
„Ich wag' es im innersten Busen zu wähnen,
„Sie fanden mich schmählichen Todes nicht schuld.
„Da ließen sie dich, den sie pflegen und lieben,
„An deinem Gefangnen so Gnädiges üben.“

„Vor Jahren geraubt und verkauft in dem Hafen,
„Wo Pharus die Leuchte den Schiffenden zeigt,
„Erniedert zum letzten, verachteten Sklaven,
„Ward tief ich vom strengen Prokonsul gebeugt.
„Androklus — so hieß ich im heimischen Lande —
„Androklus erlag der bedrückenden Schande."

„Nicht fürder die Qualen der Geissel zu tragen,
„Um kleines Vergehen gefoltert zu sein,
„Beschloß ich, o Kaiser! das Leben zu wagen,
„Vom Toben des Harten mich kühn zu befrei'n.
„In nächtlicher Stunde gelang mir's, die Küste,
„Die Stadt zu verlassen, mit Flucht in die Wüste."

„Vier Tage durchschweift' ich im Laufe die Felder,
„Die Thäler und Felsen, den brennenden Sand;
„Dort kühlen den Pilger nicht schattige Wälder,
„Frei wüthet der Sonne versengender Brand.
„Da führte mich Glück in entlegene Klüfte,
„Zu fliehen des Südes erstickende Lüfte."

„Still lag ich und schlummert' und hoffte zu leben,
„Drauf strahlte des Morgens befreundetes Licht.
„Ich will um ernährende Kräuter mich heben —
„Es wirft mich zu Boden ein gräulich Gesicht:
„Mit dröhnendem Brüllen zur Höhle gewendet
„Erscheinet ein Löwe, dem Orkus entsendet."

„Ohnmächtig vergieng ich vor Hunger und Schrecken,
„Nicht war ich des Seins mir im Herzen bewußt,
„Bis wieder mich weckte vertrauliches Lecken,
„Und Sinne mir kehrten zur starrenden Brust;
„Es beugte der Leu sich mir über die Wangen,
„Und stöhnt', als ergriff' ihn ein schmachtend Verlangen."

„Bald wagt' ich den Grimmigen fest zu beschauen,
„Da hob er in Jammergeberden den Fuß,
„Und lüpft' ihn mit willig gebändigten Klauen,
„Daß sanft in die Hand ich empfangen ihn muß.
„Es glühet die Tatze, verderblich geschwollen,
„Ein Splitter darin, und die Wunde verquollen."

„Mit redlichem Streben befrei' ich den Kranken
„Von herber, unendlicher, tödtender Pein;
„Und edel dem glücklichen Retter zu danken,
„Bemüht sich der Löwe mit stetem Gedeih'n.
„Drei Jahre verstand er an jeglichem Morgen
„Für Speise dem gastlichen Freunde zu sorgen."

„Ach, wär' ich geblieben in sicherer Höhle! —
„Nun zog mich zu redenden Menschen das Herz.
„Ich lau'rte, daß leis' ich von dannen mich stehle,
„Doch schied ich mit Wehmuth und innigem Schmerz.

„Vergessen gedacht' ich mein listiges Fliehen,
„Und hoffte zur heimischen Hütte zu ziehen.“

„Umsonst! Es erkennen mich wieder die Schergen,
„Und schleppen zum finsteren Herren mich hin.
„Nicht wollt' ich die Schuld und den Namen verbergen,
„Nicht konnt' ich erweichen des Zürnenden Sinn.
„Der heiligen Roma zu blutigem Spiele
„Versandt' er mich, strafend, zu büßen wie Viele.“

„Nun hab' ich verstanden, die Himmlischen dachten
„Mich also zu retten von Todesgewalt,
„Daß her sie zum Kampfe den Löwen mir brachten,
„Der wieder mich kennt in der Trauergestalt,
„Wie schmerzende Wunden ich einst ihm geheilet,
„Und gastlich die dunkle Behausung getheilet.“

„Du sahst es, mein Fürst und mein herrlicher Kaiser!
„Wie mitten aus allen Verdammten er frei —
„Als wär' er im dankenden Herzen ein Weiser —
„Mich wählte, mich schirmte so hold und getreu.
„Er hat dir beweget die göttliche Seele,
„Daß froh mit den Lebenden fürder ich zähle.“ —

Voll stillen Ergötzens vernimmt die Geschichte
Des hohen Augustus erhabener Muth.
„Geh“, ruft er, „Androklus! Vor meinem Gerichte
„Sei ledig gesprochen dein Leben, dein Blut!
„Erfreue dich sicher mit deinem Gefährten;
„Doch Gutes um Gutes vergilt dem Bewährten!“

So, gnädig, der Kaiser; es jauchzet die Menge,
Mit Thränen erhebt sie die schonende Huld.
Es hallen ihm freudige Jubelgesänge,
Daß mild er getilget die lastende Schuld.
Der Kaiser versetzt: „Wo die Himmlischen retten,
„Da lösen auch Sterbliche billig die Ketten!“

J. R. Wyß.

Der Alpenhirt.

Frei und frank im Alpenlande,
Fern von Stadt und Hof und Thron,
Ohne Rang und ohne Bande,
Leb' ich, biedrer Väter Sohn.
Herr auf meinen Blumenmatten,
Neid' ich Keinen, Gott sei Dank!
Gram und Angst dem Nimmersatten!
Froh bin ich und frei und frank!

Frei und frank vom Thron der Sonne
Seh' ich auf das Thal hinab.
Oben jubelt Leben, Wonne,
Unten düstert Sarg und Grab.
Jugendlich in Aetherlüften,
Ohne Sorge, niemals krank,
Hüpf', umspielt von Balsamdüften,
Ich, ein Sel'ger, frei und frank.

Frei und frank in Himmelsnähe
Blickt mein Auge, Gott, zu dir.
Dich entdeck' ich, wo ich stehe,
Deine Stimme spricht zu mir.

Säuselt, wenn im Donnerwetter
Ich anbetend niedersank:
„Bleibe, Sohn, nach Art der Väter,
„Fromm und treu, und frei und frank.

„Frei und frank in Felsenhütten,
„Frei und frank in Thales Grund,
„Frei und frank in Recht und Sitten,
„Frei und frank in That und Mund,
„Frei und frank stets im Gewissen,
„Frei und frank im Angesicht,
„Frei und frank auf Sterbekissen,
„Frei und frank im Weltgericht!

Die schreckliche Nacht.

Fahrt nach Brczwezmcisl.

Ich zweifle gar nicht, das Jahr 1796 mag wohl manche schreckliche Nacht gehabt haben, zumal für die Italiener und Deutschen. Es war das erste Siegesjahr Napoleon Bonaparte's und die Zeit von Moreau's Rückzug. Damals hatte ich in meiner Vaterstadt auf der Universität die akademischen Studien beendigt; ich war Doktor beider Rechte, und hätte mich wohl unterstanden, den Prozeß aller Kaiser und Könige mit der damaligen französischen Republik zu schlichten, wenn man nur Grotius, Puffendorf und mich zum Schiedsrichter verlangt hätte.

Se. Majestät, mein König, hatte mich inzwischen nur zum Justizkommissär einer kleinen Stadt des neuen Ostpreussens ausersehen. Viel Ehre für mich. Mit dem einen Fuße schon im Amte, während wir mit dem andern noch im akademischen Hörsaale stehen, heißt ein seltenes Glück.

Das dankte ich der Eroberung oder Schöpfung eines neuen Ostpreussens und dem Falle Kos- ziuskos. Man macht es zwar dem höchst- seligen König — wir andern Christen sterben nur schlechtweg selig, und die Bettler vermuthlich nur tiefstselig; man sagt, im Tode sind wir einander alle gleich, ich beweise im Vorbeigehen das Gegentheil! — Also man macht ihm zwar zum Vorwurf, an einer himmelschreienden Ungerechtigkeit Theil genommen zu haben, da er ein selbstständiges Volk verschlingen half; aber ohne seine Ungerechtigkeit wären tausend preussische Musensöhne ohne Anstellung geblieben. In der Natur wird Eines Tod das Leben des Andern; der Hering ist für den Magen des Wallfisches, und das gesammte Thier- und Pflanzenreich, auch das Steinreich, wenn es nicht zuweilen unverdaulich wäre, für den Magen des Menschen da. Uebrigens läßt sich sehr gut beweisen, daß ein Mädchen, welches seine Ehre, und ein Volk, welches seine Selbstständigkeit einbüßt, ihres eigenen Unglückes schuldig sind. Denn wer sterben kann, ist unbezwingbar, und eben der Tod ist der feste Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens.

Meine Mutter gab mir ihren besten Segen, nebst Wäsche und Reisegeld; und so reisete ich meiner glänzenden Bestimmung nach Neu-Ost-preussen entgegeu, einem Lande, von dem die heutigen Geographien nichts mehr wissen, ungeachtet es doch kein Zauber- und Feenland war, das auf den Wink eines Oberon entsteht und verschwindet. Ich will meine Leser hier mit keiner langen Reisebeschreibung ermüden. Was könnte ich davon auch melden? Flaches Land, flache Menschen, grobe Postwagen, grobe Postbeamte, elende Straßen, elender Verkehr, und nebenbei jedermann auf seinem Misthaufen stolz, wie ein Perserschach auf seinem Thron. Es ist einer der vortrefflichsten Gedanken der Natur, daß sie jedem ihrer Wesen ein eigenes Element anwies, worin es sich mit Behaglichkeit bewegen kann. Der Fisch verschmachtet in der Luft, der polnische Jude in der Eleganz eines Boudoirs.

Also kurz und gut, ich kam eines Abends vor Sonnenuntergang nach Brczwezmcisl, einem freundlichen Städtchen; freundlich, obgleich die Häuser rußig, schwarz, die Straßen ungepflastert, kothig, die Menschen nicht säuberlicher waren. Aber ein Kohlenbrenner kann in seiner Art so

freundlich aussehen, wie eine Operntänzerin, deren Fußtriller eben von Kennern beklatscht werden.

Ich hatte mir das Brczwezmcisl, meinen Berufsort, viel schrecklicher vorgestellt; vermuthlich fand ich's gerade deswegen freundlicher, als es in der Ferne zu sein schien; so wie jedes Uebel und jede Gewitterwolke am schwärzesten sind, wenn wir sie von weitem sehen. Der Name des Orts, als ich ihn zum erstenmal aussprechen wollte, hatte mir fast einen Kinnbackenkrampf zugezogen. Daher mochte meine heimliche Furcht vor der Stadt selbst stammen. Der Name hat immer bedeutenden Einfluß auf unsere Vorstellung von den Dingen. Und weil das Gute und Böse in der Welt weniger in den Dingen selbst, als in unsern Vorstellungen von ihnen liegt, ist eine Veredlung der Namen eine wahre Verschönerung des Lebens.

Zur Vergrößerung meiner Furcht vor der neuostpreussischen Bühne meiner Jurisprudenz mochte auch nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß ich in meinem ganzen Leben noch nicht weiter von meinem Geburtsort gekommen war, als man etwa dessen Thurmspitze sehen konnte. Un-

geachtet ich wohl aus den Lehrbüchern der Erdbeschreibung wußte, daß die Menschenfresser ziemlich entfernt von mir wohnten, erregte es doch zuweilen mein billiges Erstaunen, daß man mich nicht unterwegs schon ein paarmal todt schlug, wo Ort und Zeit dazu gelegen waren, und nicht Hund und Hahn um mein plötzliches Verschwinden vom Erdball gekräht haben würden. Wahrhaftig, man gewinnt erst Vertrauen auf die Menschheit, wenn man sich ihr als Fremdling und Gast auf Gnade und Ungnade überläßt. Menschenfeinde sind die vollendetsten, engherzigsten Selbstsüchtlinge; Selbstsucht ist eine Seelenkrankheit, die aus der Stetigkeit des Aufenthalts entspringt. Wer Egoisten heilen will, muß sie auf Reisen schicken. Luftveränderung thut dem Gemüth so wohl, als dem Leibe.

Als ich mein Brczwezmcisl vom Postwagen hinab zum erstenmal erblickte — es schien in der Ferne ein aus der Ebene steigender Kothhaufen zu sein; aber Berlin und Paris stellen sich mit ihren Pallästen dem, der in den Wolken schifft, wohl auch nicht prächtiger dar — klopfte mir das Herz gewaltig. Dort also war das Ziel meiner Reise, der Anfang meiner öffentlichen

Laufbahn; vielleicht auch das Ende derselben, wenn mich etwa die in Neuostpreussen verwandelten Polaken als einen Söldner ihrer Unterdrücker bei einem Aufruhr niedermachen. Ich kannte dort keine Seele, als einen ehemaligen Universitätsfreund, Namens Burkhardt, der zu Brczwezmcisl als Obersteuereinnehmer, aber auch erst seit kurzem, angestellt war. Er wußte von meiner Ankunft; er hatte mir vorläufig eine Wohnung gemiethet und das Nöthige zu meinem Empfang angeordnet, weil ich ihn darum gebeten. Dieser Burkhardt, der mir vorzeiten ein sehr gleichgültiger Mensch gewesen, mit dem ich auf der Universität wenigen Umgang gehabt, den ich sogar auf Anrathen meiner Mutter gemieden hatte, weil er unter den Studenten als ein Säufer, Spieler und Raufer berüchtigt war, gewann in meiner Hochachtung und Freundschaft, je näher ich an Brczwezmcisl kam. Ich schwor ihm unterwegs Liebe und Treue bis in den Tod. Er war ja der einzige von meinen Bekannten in der wildfremden polnischen Stadt; gleichsam der Mitschiffbrüchige, welcher sich auf dem Brette aus den Wellen an die wüste Insel gerettet hatte.

Ich bin eigentlich gar nicht abergläubig; aber doch kann ich mich nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu halten. Wenn keine erscheinen wollen, mache ich mir sie. Ich glaube, man thut dergleichen im Müßiggang des Geistes; es ist ein Spiel, das für den Augenblick unterhaltend sein kann. So nahm ich mir vor, auf die erste Person Acht zu haben, die mir aus dem Thore der Stadt entgegenkommen würde. Ich setzte fest, ein junges Mädchen sollte mir zum glücklichen, ein Mann zum übeln Vorzeichen dienen. Ich war noch nicht mit der Anordnung der verschiedenen möglichen Zeichen fertig, als ich schon das Thor vor mir sah, aus welchem eine, wie es schien, sehr wohl gebaute, junge, schöne Brczwezmcislerin hervortrat. Vortrefflich! Ich hätte mit meinen von dem preussischen Postwagen zerstoßenen und zermalmten Gliedern hinabfliegen und die polnische Huldgöttin anbeten mögen. Ich faßte sie scharf ins Auge, mir ihre Züge tief einzuprägen, und wischte meine Lorgnette — denn ich bin etwas kurzsichtig — vom letzten Sonnenstäubchen rein.

Wie wir aber einander näher kamen, bemerkte ich bald, die Venus von Brczwezmcisl sei etwas

häßlicher Natur; zwar schlank, aber schlank wie eine Schwindsüchtige, dürr, eingebogen, mit platter Brust. Auch das Gesicht war platt, nämlich ohne Nase, die durch irgend einen traurigen Unfall verloren gegangen sein mochte. Ich hätte geschworen, es wäre ein Todtenkopf, wenn nicht seltsamerweise zwischen den Zähnen ein Stück Fleisch hervorgehangen wäre. Ich traute meinen Augen kaum. Wie ich's jedoch näher durch die Brille betrachtete, merkte ich wohl, die patriotische Polin strecke vor mir zum Zeichen des Abscheus die Zunge heraus. Ich zog geschwind den Hut ab, und dankte höflich für das Kompliment. Das meinige war der Polin vermuthlich so unerwartet, als mir das ihrige. Sie nahm die Zunge zurück und lachte so unmäßig, daß sie fast am Husten erstickte.

Unter diesen Umständen kam ich in die Stadt. Der Wagen hielt vor dem Posthause. Der preussische Adler über der Thür, ganz neu gemalt, war, vermuthlich von patriotischen Gassenbuben, mit frischen Kothflecken beworfen. Die Klauen des königlichen Thieres waren ganz unter Unflat begraben, entweder weil das vielgepriesene Raubthier mit den Klauen eben so viel, als mit dem

Schnabel zu sündigen pflegt; oder weil die Polen zu verstehen geben wollten, Preussen habe am Neuostpreussischen so viel erwischt, als der gemalte Adler zwischen den Pfoten trage.

Die alte Starostei.

Ich fragte den Herrn Postmeister sehr höflich nach der Wohnung des Herrn Obersteuereinnehmers Burkhardt. Der Mann schien nicht wohl zu hören, denn er gab keine Antwort. Da er sich aber bald darauf doch mit einem Briefträger unterhielt, schloß ich nur aus seiner Stummheit, er wolle mich durch die weltbekannte Postgrobheit überzeugen, daß ich in der That nirgendwo anders, als in einem der wohleingerichtetsten Postbureaux sei. Auf meine sechste Anfrage fuhr er mich heftig an, was ich wolle? Ich fragte zum siebentenmal dasselbe, und zwar mit der verbindlichsten Berliner oder Leipziger Artigkeit.

„In der alten Starostei!" schnauzte er mich an.

„Um Vergebung, wenn ich fragen darf, wollen Sie mir nicht gefälligst sagen, wo ich die alte Starostei finde?"

„Ich habe keine Zeit. Peter, führe ihn hin.“

Peter führte mich. Der Postmeister, der zum Antworten keine Zeit hatte, sah, die Pfeife rauchend, zum Fenster heraus, auf der Straße mir nach. Vermuthlich Neugier. Bei aller mir angeborenen Höflichkeit war ich doch im Herzen tief ergrimmt über diese unanständige Behandlung. Ich ballte in meiner Rocktasche drohend die Faust und dachte: „Nur Geduld, Herr Postmeister, fällt Er einmal der Justiz in die Klauen, deren wohlbestallter königlicher Kommissär ich zu sein die Ehre habe, ich werde Ihm seine Flegelhaftigkeit auf die allerzierlichste Weise einpfeffern. Der Herr Posthalter sollen zeitlebens an mich denken.“

Peter, ein zerlumpter Polak, der mich führte, verstand und sprach das Deutsche nur höchst mühsam. Meine Unterredung war so verworren und schauderhaft, daß ich sie in meinem Leben nicht vergessen werde. Der Kerl sah dazu ganz abscheulich drein mit seinem gelben, spitznasigen Gesicht und dem schwarzen struppigen Haar, ungefähr wie es unsere nord- und süddeutschen Zierbengel zu tragen pflegen, wenn sie schön thun wollen. Statt des Tituskopfes zeigen sie uns

gewöhnlich die Nachbildung eines struppigen Weichselzopfes.

„Lieber Freund," sprach ich nach einer Weile, da wir langsam im tiefen Kothe wateten: „will Er mir doch wohl sagen, ob Er den Herrn Burkhard kennt?"

„Die alte Starostei!" antwortete Peter.

„Ganz recht, bester Freund. Er weiß doch, daß ich zum Herrn Obereinnehmer will?"

„Die alte Starostei."

„Gut. Was soll ich aber in seiner alten Starostei?"

„Sterben!"

„Das hole der Teufel! Das kömmt mir nicht in den Sinn."

„Mausetodt, sterben!"

„Warum?"

„Preusse! Kein Polak!"

„Ich bin ein Preusse."

„Weiß gut."

„Warum denn sterben?"

„So und so und so!" — Der Kerl stieß, als hätte er einen Dolch in der Faust. Dann zeigte er auf sein Herz, ächzte und verdrehte gräßlich die Augen. Mir ward bei der Unterredung ganz

übel. Denn verrückt konnte Peter nicht sein, er sah mir ziemlich verständig aus, und Wahnsinnige hat man doch nicht leicht zu Handlangern auf der Post.

„Wir verstehen uns vielleicht nicht, scharmanter Freund!“ fing ich endlich wieder an. „Was will er mit dem Sterben sagen?“

„Todt machen.“ Dabei sah er mich wild von der Seite an.

„Was? Todt? Warum? Wann?“

„Wenn Nacht ist!“

„Nacht? Die nächste Nacht? Er ist nicht wohl bei Trost!“

„Gar wohl Polak, aber Preusse nicht.“

Ich schüttelte den Kopf und schwieg. Offenbar verstanden wir beide einander nicht. Und doch lag in den Reden des trotzigen Kerls etwas Fürchterliches. Denn der Haß der Polen gegen die Deutschen, oder was dasselbe sagen wollte, gegen die Preussen, war mir bekannt. Es hatte schon hin und wieder Unglück gegeben. Wie, wenn der Kerl mich warnen wollte? Oder wenn der dumme Tölpel durch seinen Uebermuth eine allen Preussen bevorstehende Mordnacht verrathen hätte? — Ich ward nachdenkend. Ich beschloß

doch, meinem Freund und Landsmann Burkhard das Gespräch mitzutheilen, und war recht froh, als wir endlich vor die sogenannte alte Starostei ankamen. Es war ein altes, hohes, steinernes Haus in einer stillen, abgelegenen Straße. Schon ehe wir dazu kamen, bemerkte ich, daß die, welche vor dem Hause vorübergingen, scheue, verstohlene Blicke auf das grauschwarze Gebäude warfen. Eben so machte es mein Führer. Der sagte nun kein Wort mehr, sondern zeigte mit dem Finger auf die Hausthür, und schob sich ohne Gruß und Lebewohl davon.

Allerdings war mein Eintritt und Empfang in Brczwezmcisl nicht gar einladend und anmuthig gewesen. Die ersten Personen, welche mich hier begrüßten, die unhöfliche Dame unter dem Thor, der grobe neuostpreussische Postmeister und der kauderwelsche verpreussete Polak hatten mir alle Lust und Liebe sowohl zu meinem neuen Aufenthaltsort, als zu meinem Justizkommissariat geraubt. Ich pries mich glücklich, endlich zu einem Menschen zu kommen, der wenigstens mit mir schon einmal die gleiche Luft gesogen. Zwar Herr Burkhardt hatte nicht des besten Rufes genossen bei uns zu Lande; allein was ändert sich

nicht im Menschen mit dem Wechsel der Umstände? Ist das Gemüth etwas anders, als das Resultat der Umgebungen? Der Schwache wird in der Angst zum Riesen; der Feige in der Schlachtgefahr zum Helden; Herkules unter Weibern zum Flachsspinner. Und gesetzt, mein Obereinnehmer hätte bisher für seinen König Alles, nur für sich selbst keine bessern Grundsätze eingenommen: noch besser ein gutmüthiger Zecher, als das schwindsüchtige Gerippe mit der Zunge; besser ein leichtsinniger Spieler, als ein raffinirt-grober Postmeister; besser einen tapfern Raufer und Schläger zur Gesellschaft, als mißvergnügte Polaken. Vielmehr Burkhardts letztgenannte Untugend gereichte ihm in meinen Augen zum größten Verdienst; denn — unter uns gesagt — mein sanfter, bescheidener, schüchterner Karakter, den Mama oft so hoch gepriesen, konnte mir unter den Polen beim ersten Aufstand zum schmählichsten Verderben gereichen. Es giebt Tugenden, die an ihrem Ort zur Sünde, und Sünden, die zur Tugend werden können. Es ist nicht alles zu allen Zeiten dasselbe, ungeachtet es dasselbe geblieben.

Wie ich durch die hohe Pforte in die soge-

nannte alte Starostei eintrat, gerieth ich in Verlegenheit, wo meinen alten, lieben Freund Burkhardt finden. Das Haus war groß. Das Kreischen der verrosteten Thürangeln hallte im ganzen Gebäude wieder; doch nahm das Niemand für ein Zeichen, nachzusehen, wer da sei. Ich stieg die breiten Steintreppen hinauf.

Weil ich links eine Stubenthür bemerkte, pochte ich fein höflich an. Kein Mensch entgegnete mit freundlichem „Herein!“ Ich pochte stärker. Alles stumm. Mein Klopfen weckte den Wiederhall im zweiten und dritten Stock des Hauses. Ich ward ungeduldig. Ich sehnte mich, endlich dem lieben Seelenfreund Burkhardt ans Herz zu sinken, ihn in meine Arme zu schließen. Ich öffnete die Stubenthür, trat hinein und sah mitten im Zimmer einen Sarg. Der darin lag, der Todte, konnte mir freilich kein freundliches Herein rufen.

Ich bin von Natur gegen die Lebendigen sehr höflich; noch weit mehr gegen die Todten. So leise als möglich wollte ich mich zurückziehen, als ich gleichen Augenblicks bemerkte, der Schläfer im Sarge sei kein anderer, denn der Ober-Steuereinnehmer Burkhardt, von welchem nun selbst der Tod die letzte Steuer eingezogen. Da

lag er, unbekümmert um Weinglas und Karten, so ernst und feierlich, daß ich mich kaum unterstand, an seine Lieblingsfreuden zu denken. In seiner Miene stand eine Fremdheit gegen das menschliche Leben, als hätte er nie mit demselben zu schaffen gehabt. Ich glaube wohl, wenn eine unbekannte allmächtige Hand den Schleier des Jenseits lüpft, das äussere Auge bricht und das innere hellsehend wird, da mag das irdische Leben winzig genug erscheinen, und alle Aufmerksamkeit nur dorthin streben.

Betroffen schlich ich aus der Todtenstube weg, in den finstern, einsamen Hausgang. Jetzt erst überfiel mich das Grausen des Lebens vor dem Todten, daß ich kaum begreifen konnte, woher ich Muth genommen, dem Leichnam so lange ins Antlitz zu schauen. Zu gleicher Zeit erschrack ich vor meiner eigenen Verlegenheit, in der ich nun lebte. Denn da stand ich hundert Meilen weit von meiner theuern Vaterstadt, vom mütterlichen Hause, in einer Stadt, deren Namen ich nie gehört hatte, bis ich ihr Justizkommissär sein sollte um sie auf gut preussisch zu entpolaken. Mein einziger Bekannter und Herzensfreund hatte sic im vollen Sinn des Worts aus dem Staube ge

macht, selbst aus dem Staube seines Leibes, und mich ohne Rath und Trost mir selber überlassen. Die Frage war: wohin soll ich mein Haupt legen? wo hat mir der Todte die Wohnung bestellt?

Indem schrieen die rostigen Thürangeln der Hauspforte so durchdringend, daß mir der Klang fast alle Nerven zerriß. Ein windiger, flüchtiger Kerl in Bedientenlivree sprang die Treppen herauf, gaffte mich verwundert an und wendete mir endlich das Wort zu. Mir zitterten die Kniee. Ich ließ den Kerl nach Herzenslust reden; aber der Schreck hatte mir für die ersten Minuten zum Antworten die Sprache genommen. Ohnehin hatte ich auch die Sprache schon vorher nicht gehabt, die dieser Bursche redete, denn es war die polnische.

Als er mich ohne Zeichen der Erwiederung vor sich stehen sah, und sich nun ins Deutsche übersetzte, welches er so geläufig wie ein Berliner sprach, gewann ich Kraft, nannte meinen Namen, Stand, Beruf und alle Abentheuer seit meinem Einzug in die verwünschte Stadt, an deren Namen ich noch immer erstickte. Plötzlich ward er freundlich, zog den Hut ab, und erzählte mir mit vielen Umständen, was hiernach in löblicher Kürze folgt:

Nämlich er, der Erzähler, heisse **Lebrecht**; sei des seligen Herrn Obersteuereinnehmers Dolmetsch und treuester Diener gewesen bis gestern Nachts, da es dem Himmel gefallen, den vortrefflichen Herrn Obersteuereinnehmer aus dieser Zeitlichkeit in ein besseres Sein zu befördern. Die Beförderung wäre freilich ganz gegen die Neigung des Seligen gewesen, der lieber bei seinem Einnehmerposten geblieben wäre. Allein da er sich gestern mit einigen polnischen Edelleuten ins Spiel eingelassen, und beim Glase Weins in ihm der preussische Stolz und in den Polen der sarmatische Patriotismus wach geworden, hätte es anfangs einen lebhaften Wort-, dann Ohrfeigenwechsel gesetzt, worauf einer der Sarmaten dem seligen Herrn drei bis vier Messerstiche ins Herz gegeben, ungeachtet schon einer derselben zum Tode hinreichend gewesen wäre. Um allen Verdrießlichkeiten mit der neuostpreussischen Justiz auszuweichen, hätten die Sieger noch in der gleichen Nacht sich, man wisse nicht wohin, entfernt. Der Wohlselige habe noch kurz vor seinem Hintritt in die bessere Welt für den erwarteten Justizkommissär, nämlich für mich, einige Zimmer gemiethet, eingerichtet, Hausrath aller Art

gekauft, sogar eine wohlerfahrene deutsche Köchin gedungen, die jeden Augenblick in Dienst eintreten könne, so daß ich wohl versorgt sei. Beiläufig bemerkte der Erzähler Lebrecht, daß die Polen geschworene Feinde der Preussen wären, und ich daher mich an Kleinigkeiten gewöhnen müsse, wie diejenige gewesen, welche mir die stumme Beredtsamkeit der Dame unterm Thor ausgedrückt habe. Er erklärte zwar den Peter für einen albernen Tropf, der mir ohne Zweifel nur den Tod des Herrn Obersteuereinnehmers habe anzeigen wollen, wofür ihm ein hinlänglicher Vorrath an Worten gefehlt. Daher möge ein beiderseitiges Mißverständniß entstanden sein. Doch wolle er, der Erzähler, mir nichtsdestoweniger gerathen haben, vorsichtig zu sein, weil die Polaken in einer wahrhaften stillen Wuth wären. Er selber, der Lebrecht, sei fest entschlossen, sich sogleich nach Beerdigung seines unglücklichen Herrn aus dieser Stadt zu entfernen.

Nach diesem Bericht führte er mich die breite steinerne Treppe hinab, um mir meine neue Wohnung anzuweisen. Durch eine Reihe großer, hoher, öder Zimmer brachte er mich in einen geräumigen Saal; darin stand ein aufgeschlagenes

Bett, von gelben damastenen alten Umhängen beschattet; ein alter Tisch mit halbvergoldeten Füßen; ein halbes Dutzend staubiger Sessel. Ein ungeheurer, mit goldenem Schnörkelwerk umzogener, blinder Spiegel hing an der Wand, deren gewirkte, bunte Tapeten, auf welchen die schönsten Geschichten des alten Testaments prangten, halbvermodert, an manchen Stellen nur noch fetzenweise daschwebten. König Salomo auf dem Thron, um zu richten, hatte den Kopf verloren, und dem lüsternen Greisen in Susannens Bade waren die verbrecherischen Hände abgefault.

Es war mir durchaus in dieser Einöde nicht gemüthlich. Ich hätte lieber ein Wirthshaus zum Aufenthalt erwählt, und — hätte ich's nur gethan! Aber theils aus Schüchternheit, theils um zu zeigen, daß ich mich vor der Nähe des Todten nicht fürchtete, schwieg ich. Denn ich zweifelte nicht daran, daß Lebrecht und wahrscheinlich auch die wohlerfahrene Köchin mir die Nacht Gesellschaft leisten würden. Lebrecht zündete behend zwei Kerzen an, die auf dem goldfüßigen Tisch bereit standen; schon fing es an zu dunkeln. Dann empfahl er sich, um mir kalte Küche zum Nachtessen, Wein und andere Bedürfnisse herbeizu-

schaffen, meinen Koffer vom Posthause holen zu lassen und der wohlerfahrenen Köchin von meiner Ankunft und ihren Pflichten Anzeige zu geben. Der Koffer kam, das Nachtessen desgleichen. Lebrecht aber, sobald er sein ausgelegtes Geld von mir empfangen, wünschte mir gute Nacht und ging.

Ich verstand ihn erst, als er verschwunden war, so schnell machte sich der Kerl, nach eingestrichener Zahlung, davon. Ich sprang erschrocken auf, ihm nachzugehen, ihn zu bitten, mich nicht zu verlassen. Aber Scham hielt mich wieder zurück. Sollte ich den elenden Menschen zum Zeugen meiner Furchtsamkeit machen? Ich zweifelte nicht, er werde droben in irgend einem Zimmer seines ermordeten Herrn übernachten. Aber da hörte ich die Angeln der Hauspforte kreischen. Es drang mir durch Mark und Bein. Ich eilte ans Fenster, und sah den Burschen über die Gasse fliegen, als verfolgte ihn der Tod. Bald war er im Finstern verschwunden; ich mit dem Leichnam in der alten Starostei allein.

Die Schildwacht.

Ich glaube an keine Gespenster; des Nachts aber fürchte ich sie. Sehr natürlich. Wer wollte auch alles Mögliche glauben? Aber man hofft und fürchtet leicht, was möglich ist.

Die Todtenstille, die alten zerlumpten Tapeten in dem großen Saal, das Unheimliche und Fremde, der Todte über meinem Haupt — der Nationalhaß der Polaken — alles trug dazu bei, mich zu verstimmen. Ich mochte nicht essen, ungeachtet mich hungerte; ich mochte nicht schlafen, so ermüdet ich auch war. Ich ging ans Fenster, um zu versuchen, ob ich im Nothfall auf diesem Wege die Straße gewinnen könne; denn ich fürchtete, mich in dem gewaltigen Hause und in dem Labyrinth von Gängen und Zimmern zu verlieren, ehe ich die alte Hauspforte erreichte. Allein starke Eisenstäbe verrammelten den Ausweg.

In dem Augenblick ward alles in der Starostei lebendig; ich hörte Thüren auf- und zugehen, Tritte nahe und ferne schallen, Stimmen dumpf ertönen. Ich begriff nicht, woher plötzlich dies rege Weben und Leben? Aber eben das Unbegreifliche versteht man immer am schnellsten. Eine innere Stimme warnte mich und sprach: „Es

gilt dir! Der dumme Peter hat die Mordanschläge der Polaken verrathen — rette dich!“ Ein kalter Fieberschauer ergoß sich durch meine Nerven. Ich sah die Blutdürstigen, wie sie unter einander die Art meines Todes verabredeten. Ich hörte sie näher und näher kommen. Ich hörte sie schon in den Vorzimmern, die zu meinem Saale führten. Ihre Stimmen flüsterten leiser. Ich sprang auf, verriegelte die Thür, und in eben dem Augenblick versuchte man diese Thür von aussen zu eröffnen. Ich wagte kaum zu athmen, um mich nicht durch das Geräusch eines Odemzuges zu verrathen. An der Sprache der Flüsternden bemerkte ich, daß es Polen waren. Zum Unglück hatte ich gleich nach Empfang meines Berufs zum Justizkommissariat so viel polnische Wörter gelernt, daß ich ungefähr auch verstand, man spreche von Blut, Tod und Preussen. Meine Kniee bebten; kalter Schweiß rann mir von der Stirn. Noch einmal ward von aussen der Versuch gemacht, die Thür meines Saals zu öffnen; aber es schien, als fürchte man Geräusch zu machen. Ich hörte die Menschen sich wieder entfernen, oder vielmehr davon schleichen.

Sei es, daß die Polaken es auf mein Leben

oder nur auf mein Geld abgesehen hatten; sei es, daß sie ihre Anschläge ohne Lärmen ausführen, oder den Versuch auf andere Weise erneuern wollten: ich beschloß sogleich mein Licht zu löschen, damit sie es nicht von der Straße erblicken und mich daran sehen möchten. Wer stand mir gut dafür, daß nicht einer der Kerls, wenn er mich wahrnahm, durch's Fenster schoß?

Die Nacht ist keines Menschen Freundin; darum ist der Mensch ein geborener Feind der Finsterniß, und selbst Kinder, die noch nie von Geistererscheinungen und Gespenstern gehört haben, scheuen sich im Dunkeln vor etwas, das sie nicht kennen. Kaum saß ich im Finstern da, die fernern Schicksale dieser Nacht einsam erwartend, so stiegen vor meiner erschrockenen Einbildung die abscheulichsten Möglichkeiten auf. Ein Feind oder ein Unglück, die man sehen kann, sind nicht halb so entsetzlich, als die, denen man sich blindlings hinliefern muß, ohne sie zu kennen. Umsonst suchte ich mich zu zerstreuen; umsonst beschloß ich, mich auf das Bette zu werfen und den Schlaf zu suchen. Ich konnte nirgends dauern. Das Bett hatte den widerlichsten Geruch von Leichenmoder; und saß ich im Zimmer, erschreckte mich von Zeit zu

Zeit ein Knistern, wie von einem lebendigen Wesen in meiner Nähe. Am meisten spielte vor mir die Gestalt des ermordeten Obereinnehmers. Seine kalten, steifen Gesichtszüge wurden mir so grausenhaft beredt, daß ich endlich alle meine fahrende Habe darum gegeben hätte, wäre ich nur im Freien gewesen, oder bei guten, freundlichen Leuten.

Die Geisterstunde schlug. Jeder Schlag der Thurmuhr erschütterte mich durch das Innerste. Zwar schalt ich mich selbst einen abergläubigen Narren, einen furchtsamen Hasen; aber mein Schelten besserte mich nicht. Endlich, sei es aus Verzweiflung oder Heroismus, denn diesen qualvollen Zustand konnte ich nicht länger ertragen, sprang ich auf, tappte durch die Finsterniß den Saal entlang zur Thür, riegelte sie auf, und war entschlossen, sollte es auch mein Leben kosten, ins Freie zu gelangen.

Wie die Thür aber aufging — Himmel, welch ein Anblick! Ich taumelte erschrocken zurück, denn solche Schildwacht hatte ich da nicht erwartet.

Die Todesangst.

Beim dunkeln Schein einer alten Lampe, die seitwärts auf einem Tischlein stand, sah ich mitten im Vorzimmer den ermordeten Obersteuereinnehmer im Sarge, wie ich ihn den Abend vorher oben gesehen hatte; und diesmal noch dazu deutlich mit den schwarzen Blutflecken des Hemdes, die das erstemal von einem Baartuche verdeckt gewesen waren. Ich suchte mich zu fassen; mir einzureden, diese Erscheinung sei Gaukelei meiner Fantasie; ich trat näher. Aber wie mein Fuß an den Sarg am Boden stieß, daß es dumpf tönte, und es schien, als rege sich die Leiche, als versuche sie die Augen aufzuschlagen, da schwand mir fast alles Bewußtsein. Ich floh mit Entsetzen in meinen Saal zurück, und stürzte rücklings auf das Bett nieder.

Indem entstand am Sarg ein lautes Gepolter. Ich mußte beinahe glauben, der Obereinnehmer sei vom Tode erwacht; denn es war wie Geräusch eines sich mühsam Erhebenden. Ich vernahm ein dumpfes Stöhnen. Ich sah bald darauf die Gestalt des Ermordeten unter der Thür meines Saals stehen, sich an den Pfosten halten, langsam in den Saal hereinschwanken

oder taumeln, und im Dunkeln verschwinden. Während mein Unglaube noch einmal versuchte, alles zu läugnen, was ich gehört und gesehen hatte, widerlegte ihn das Gespenst, oder der Todte, oder Lebendiggewordene schauderhaft genug. Denn dieser, so lang und bleiernschwer er war, lagerte sich auf mein Bett, und zwar über meinen Leib, mit seinem kalten Rücken über mein Gesicht, so daß mir kaum Luft genug zum Athmen blieb.

Ich begreife noch zur Stunde nicht, wie ich mit dem Leben davon kam. Denn mein Schrecken war wohl ein tödtlicher zu nennen. Auch muß ich in einer langen Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich unter meiner fürchterlichen Last wieder die Glocke schlagen hörte, und meinte, es werde ein Uhr sein, das erwünschte Ende der Geisterstunde, der Augenblick meiner Erlösung, war es zwei Uhr.

Jeder denke sich meine gräßliche Lage. Rings um mich Moderduft, und der Leichnam auf mir athmend, erwärmt, röchelnd, wie zu einem zweiten Sterben; — ich selbst halb erstarrt theils vor Schrecken und Entkräftung, theils unter der zentnerschweren Last. Alles Elend in Dante's Hölle

ist Kleinigkeit gegen einen Zustand wie diesen. Ich hatte nicht die Kraft, mich unter dem Kadaver hervorzuarbeiten, der zum andernmal auf mir sterben wollte; und hätte ich die Kraft gehabt, vielleicht hätte mir der Muth gefehlt, es zu thun. Denn ich spürte deutlich, der Unglückselige, welcher nach erster Verblutung seiner Wunden vermuthlich nur in eine schwere Ohnmacht gefallen, dann für todt gehalten und auf gut polnisch in einen Sarg geworfen war, rang erst jetzt mit dem wahren Tode. Er schien sich nicht ermannen, nicht leben, nicht sterben zu können. Und das mußte ich auf mir selbst geschehen lassen; ich mußte das Sterbekissen des Steuereinnehmers sein!

Manchmal hatte ich gute Lust, alles seit meiner Ankunft in Brczwezmcisl Vorgefallene für einen Teufelstraum zu halten, wenn ich mir meiner Noth in ihrer großen Mannigfaltigkeit nicht allzudeutlich bewußt gewesen wäre. Und doch würde ich mich zuletzt überredet haben, die ganze Schreckensnacht mit ihren Erscheinungen sei Traum und nichts als Traum, wenn nicht ein neues Ereigniß, ein empfindlicheres als jedes der vorhergehenden, mich von der Wahrheit meines vollen Wachens überzeugt hätte.

Tageslicht.

Es war nämlich schon Tag — ich konnte es zwar nicht sehen, denn der sterbende Freund verdeckte mir mit seinen Schulterblättern fest die Augen — aber ich konnte es am Geräusche der Gehenden und Fahrenden auf der Straße errathen — da hörte ich Menschenschritte und Menschenstimmen in dem Zimmer. Ich verstand nicht, was man redete; denn es war polnisch. Aber ich bemerkte wohl, daß man sich mit dem Sarge beschäftigte. „Ohne Zweifel“, dachte ich, „werden sie den Todten suchen und mich erlösen.“ — So geschah auch, aber auf eine Weise, die ich nicht vermuthen konnte.

Einer der Suchenden schlug mit einem schwanken spanischen Rohr so unbarmherzig auf den Verstorbenen oder Sterbenden, daß derselbe plötzlich auffsprang, und auf geraden Beinen vor dem Bette stand. Auch auf meine Wenigkeit waren vom Uebermaas des spanischen Rohrs so viel Hiebe abgefallen, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzuschreien und schnurgerade hinter dem Todten zu stehen. Diese altpolnische oder neuostpreussische Methode, Leute vom Tode zu retten, war zwar probat — dagegen ließ sich

nichts einwenden, denn die Erfahrung sprach laut dafür; allein auch so derb, daß man fast das Sterben dem Leben vorgezogen hätte.

Wie ich mich aber beim Tageslicht recht umsah, bemerkte ich, daß das Zimmer voller Menschen war, meistens Polen. Die Hiebe hatte ein Polizeikommissär ausgetheilt, der beauftragt war, die Leiche des Fremdlings beerdigen zu lassen. Der Steuereinnehmer lag noch immer todt im Sarge, und zwar im Vorzimmer, wohin ihn die besoffenen Polaken hingestellt hatten, weil es ihnen befohlen war, den Sarg herabzutragen in das ehemalige Pförtnerstübchen. Sie hatten aber mein Vorzimmer statt des Pförtnerstübchens gewählt, und einen ihrer bezechten Kameraden als Wacht beim Leichnam gelassen, der vermuthlich eingeschlafen, von meinem Geräusch in der Nacht erweckt, instinktmäßig zu meinem Bette gekommen war und da seinen Branntweinrausch verschlafen hatte.

Mich hatte die gottlose Geschichte so arg mitgenommen, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, in welchem ich die Geschichte der einzigen schrecklichen Nacht sieben Wochen lang träumte. Noch jetzt — Dank sei der polnischen Insurrek-

tion! Ich bin nicht mehr Justizkommissär von Brczwezmcisl — darf ich an das neuostpreussische Abentheuer kaum ohne Schaudern denken. Doch erzähle ich's gern; theils mag es manchen vergnügen, theils manchen belehren. Es ist nicht gut, daß man das fürchtet, was man doch nicht glaubt.

Der Waldstrom und die Quelle.

Verheerung führt auf seinen Wegen
Der Waldstrom mit des Krieges Kraft.
Die stille Quelle thauet Segen
Wie Friede, Kunst und Wissenschaft.

Joh. Rud. Wyß, der Aeltere.

Das Paradies.

Ein Paradies! rief Max.
Nur etwas fehlt, sprach Veit —
Die Unschuld und die Seligkeit.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektü
re

Bd.: 8

Aarau 1814

P.o.germ. 63 d-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104926-0